Das

Leben Fénélons.

Von

Frommhold Hunnius,
Pastor zu Maholm.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1873.

Das Leben Fénelons.

Das

Leben Fénélons.

Von

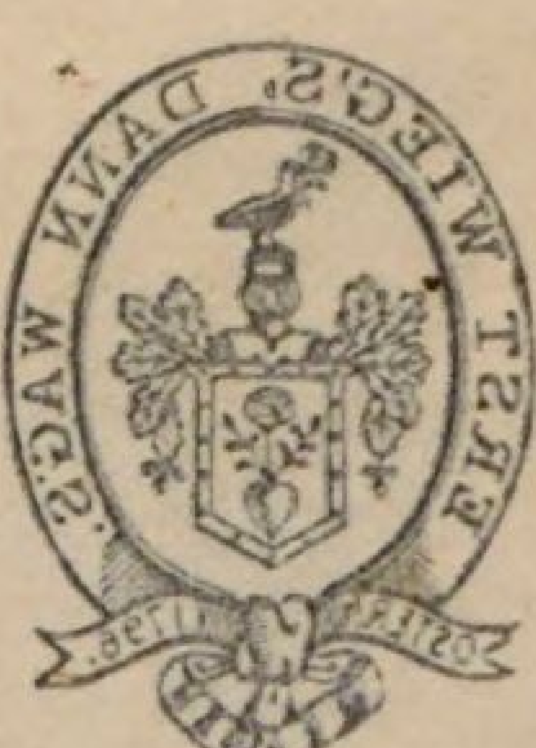
Frommhold Hunnius,

Pastor zu Maholm.

Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1873.


ERST WIEG'S DANN WAG'S

Seinem Oheim

Eduard Hunnius

widmet

in herzlicher Liebe diese Schrift

Der Verfasser.

Vorwort.

Jetzt, wo die katholische Kirche und ihr Schützling Frankreich ein so betrübendes Schauspiel äußersten Niedergangs gewähren, mag es nicht ganz unwillkommen sein, die Aufmerksamkeit auf einen Mann zu lenken, der, obgleich katholischer Kirchenfürst und begeisterter Franzose, von jeher bei evangelischen Christen, ja überhaupt bei allen edeldenkenden Menschen

sowohl seiner theologischen Bedeutung als seiner liebenswerthen Gesinnung wegen, die allgemeinste Theilnahme erfahren hat. Denn trotz aller kirchlichen Spaltungen und aller nationalen Eifersüchteleien giebt es Empfindungen und Bestrebungen, welche Herzen vereinen. Das schöne Wort des dritten Glaubensartikels: „Ich glaube eine heilige, christliche Kirche“ soll sich immerdar vor uns bewahrheiten. Daher dient es dem christlichen Glauben zur Genugthuung und Stärkung, auch in fremder Confession Persönlichkeiten zu finden, welche Herz und Kopf sich rein erhielten und daher im Stande waren, der Wahrheit die Ehre zu geben sowohl in ihrem Empfinden als in ihrem Denken.

Solch' eine Persönlichkeit war Fénélon, der berühmte Erzbischof von Cambrai. Er,

Pascal und Bossuet bildeten das glänzende christliche Dreigestirn, das die Regierung Ludwigs XIV. auch nach dieser Seite hin verherrlichen sollte. Muß man in Pascal die ungeheure Verstandesschärfe, an Bossuet den Redefluß bewundern, so verdient Fénélon ungetheiltes Lob wegen seines unerschöpflich reichen Geistes, mit dem er Lebenskeime ausgestreut hat, welche auch in Herzen evangelischer Christen aufgehen und Früchte tragen müssen. Alle drei Männer fanden in Deutschland Verehrer, Fénélon namentlich, und Vieles aus seinen Schriften wurde, in Deutschland hervorgezogen in Zeiten, wo es in der evangelischen Kirche lebendig wurde, so zur Zeit des Pietismus, wo ein kurzer Abriß seines Lebens und ein Auszug seiner Schriften in Frankfurt a. M. 1743 bei Johann David

Jung erschien, so zur Zeit der Bestrebungen, Deutschland vom Joche Napoleons zu befreien, wo Matthias Claudius 1811 die Werke Fénelons in drei Theilen in deutscher Sprache herausgab. Gegenwärtig gehen die Wogen kirchlicher Bewegung wieder in Deutschland gar hoch; ob dieselbe der katholischen Kirche zum Segen gereichen wird, läßt sich schwer voraussehen. Es wäre aber doch vielleicht möglich. Jedenfalls verdient ein Mann Beachtung, der für Verinnerlichung der katholischen Kirche, für ihre Neubelebung zu wahrhaft evangelischem Glauben und aufrichtiger Gottesliebe unermüdlich gekämpft, der gewissermaßen zu einem Märtyrer der evangelischen Wahrheit innerhalb der katholischen Kirche geworden ist.

Die vorliegende Schrift ist nun ein Versuch,

ein Lebensbild dieses begabten Streiters zu entwerfen. Seine Schriften können in einer solchen Lebensbeschreibung natürlich nur in aller Kürze berücksichtigt werden. Man kann in Fénélon eine zweifache Begabung unterscheiden. Es ist schwer, zu bestimmen, war er größer als Pädagog, Katechet, Kanzelredner, oder als selbstständiger Denker und Philosoph. Als Kanzelredner wetteiferte er mit Bossuet, als Erzieher übertraf er denselben. Seine philosophischen Untersuchungen waren so tief und originell, daß Leibnitz sich mit ihnen auseinanderzusetzen veranlaßt sah. Dabei führte er ein Leben, offenbarte eine Gesinnung, daß ihm Freunde wie Feinde die größte Verehrung nicht versagen konnten. Ein Feind hat sich mit ihm nicht versöhnt, das war Frau von Maintenon, und das war natürlich:

ihre ränkesüchtigen Pläne, welche Frankreich an den Rand des Abgrundes brachten, widersprachen seinen Plänen, die eine gläubige Kirche und ein von seinen Schäden geheiltes Vaterland wollten.

Inhalt.

Franz de Salignac de Lamotte Fénélon.

Erstes Capitel.

Jugendjahre.

Franz de Salignac de Lamotte Fénélon stammte aus einem alten in der Landschaft Périgord angesessenen Adelsgeschlecht und wurde am 6. August 1651 auf dem Schlosse seines Vaters Pontus de Salignac, Marquis de Fénélon geboren. Schon als Kind fiel er jedermann auf durch die ungemeine Lebendigkeit seines Verstandes, sowie durch die seltene Liebenswürdigkeit und Weichheit des Gefühls. Seine Eltern erzogen ihn mit großer Sorgfalt, so daß er schon im 12. Jahre in die höhere Schule zu Cahors eintreten konnte Seine bedeutenden Fortschritte in der Schule machten seinen Oheim Anton de Fénélon, Generallieutenant. des Königs, auf ihn aufmerksam. Dieser Oheim über=

redete die Eltern, den begabten Knaben in sein Haus zu geben. Obgleich Anton de Fénélon sich in der soldatischen Carrière einen Ruf erworben hatte, besaß er dennoch eine große Vorliebe für den geistlichen Stand. Er zeichnete sich, was in damaliger Zeit eine Seltenheit war, durch seine große und aufrichtige Frömmigkeit aus, kein Beruf schien ihm würdiger großer Begabung als der eines Geistlichen. Darum sollte sein Neffe diesen Beruf erwählen und ein Rüstzeug der damals in Frankreich in hohem Ansehn stehenden katholischen Kirche werden. So kam er in das Colleg von Plessis, wo er in kurzer Zeit alles Wissenswürdige sich angeeignet hatte und unter großem Beifall, noch nicht 19 Jahr alt, die erste Predigt hielt.

Wie war für so manchen diese erste Predigt ein tiefer Einschnitt ihres Lebens. Die Bedeutung des geistlichen Amts tritt in ihrer ganzen Unmittelbarkeit an die Seele heran, das bereitwilligst gespendete Lob berauscht, es scheint nichts leichter als das Wirken durchs Wort. Der verständige Anton de Fénélon wußte die erfahrene Bewunderung seinem Neffen zum Segen werden zu lassen. Er spornte ihn an, in das Seminar von St. Sulpice in Paris zu noch weiterer Ausbildung einzutreten. Die Sorbonne und St. Sulpice waren die hervorragendsten Bildungsstätten für französische Theologen, welche es zu einer bedeutenderen kirchlichen Stellung bringen wollten. Die theologischen Facultäten und namentlich die Sorbonne waren

damals berühmt durch ihre Freisinnigkeit, während die Seminare für beeinflußt von den Jesuiten galten. Jedenfalls hat aber St. Sulpice Fénélon in sehr glücklicher Weise ausgebildet, es fehlte ihm weder an Freisinnigkeit noch auch an umfassendem Wissen. Daß er aber dort die Begeisterung für seinen Beruf, den Trieb zu selbstständigem Forschen in der Wissenschaft empfangen, bezeugt er bei jeder Gelegenheit mit dankbaren Worten.

Die schreckliche Bartholomäusnacht hatte das Sehnen des französischen Volks nach evangelischer Freiheit erstickt. Die Aufhebung des Edicts von Nantes sollte die Calvinisten ganz vom Boden Frankreichs entfernen. Triumphirend über die Unterdrückung der evangelischen Wahrheit begannen die Jesuiten die katholische Kirche ihrer freien Sonderstellung immer mehr zu entkleiden und sie der römischen Hierarchie unbedingt zu unterwerfen. Dagegen erhob sich die von Port=Royal aus geleitete jansenistische Bewegung. Es entspann sich zwischen Jansenisten und Jesuiten ein Kampf auf Tod und Leben. Das Seminar von St. Sulpice nahm beiden Parteien gegenüber eine unabhängige Stellung ein. Es stimmte den Jansenisten bei in Geltendmachung der heiligen Schrift, es verwarf aber ihre Art der Polemik gegen die Gesellschaft Jesu. Dagegen theilte es mit den Jesuiten den Eifer für die Kirche, verwarf aber ihre Praxis nach dem Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel.

Dieser Eigenart von St. Sulpice ist Fénélon stets treu geblieben. Obgleich die Jansenisten Fénélon als ihnen geistesverwandt wiederholt zu sich herüberzuziehn suchten, hielt er sie von sich fern, machte aber auch andrerseits den Jesuiten kein Zugeständniß und ließ sie in seine Diöcese nicht eindringen. Mit dem Superior von St. Sulpice unterhielt er lebenslänglich eine innige Freundschaft. Nie faßte er einen Entschluß bei wichtigen Lebensentscheidungen, ohne zuvor Alles Tronson mitzutheilen und seinen Rath einzuholen. Hätte er es vermocht, so hätte er am liebsten die katholische Kirche Frankreichs, ohne ihre äußere Gestaltung zu ändern, innerlich evangelisirt, sie vom Pelagianismus der Jesuiten und vom Cäsareopapismus der bourbonischen Könige befreit und sie auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, erbaut.

Wie bei manchem christlichen Jünglinge, der sich für den geistlichen Beruf mit begeistertem Herzen vorbereitet, schwebte Fénélon als Ideal vor, der Kirche als Missionar zu dienen. In seinen Briefen aus St. Sulpice an seinen Onkel entwickelt er mit großer Beredsamkeit den Plan zur Bekehrung der heidnischen Indianer nach französisch Kanada zu gehn. Kanada übte überhaupt damals namentlich auf die protestantischen Franzosen eine große Anziehungskraft aus. Es schien Fénélon ein schöner Lebensberuf, jene unglücklichen Heiden, die von den eindringenden Europäern nur um

ihr Eigenthum gebracht und in die häßlichsten Laster gestürzt worden waren, fürs Evangelium zu gewinnen und damit ihnen Heil und Gedeihn zu bringen. Vergebens suchte ihm der Onkel diese Gedanken auszureden. Als keine Vorstellungen fruchteten, beschwor er ihn, doch einzusehen, daß sein zarter und schwächlicher Körper unmöglich die Strapazen einer Mission unter den Indianern aushalten könne. Wolle ihn sein Onkel nicht dorthin lassen, entgegnete er, so sei er entschlossen, in den Orient zu gehn, aber Missionär müsse er werden. Die Idee, dorthin das Evangelium zu bringen, von wo es einst ausgegangen, wurde ihm immer lieber. Er wollte Kleinasien, Griechenland, namentlich Athen und Korinth dem Evangelium aufschließen, damit diese Heimath der Philosophie und der Kunst, diese Heimath der ersten blühenden Christengemeinden, wieder durchströmt werden möchte vom Geiste des Christenthums. Er schreibt: „Ich werde dein nie vergessen, o Insel der Offenbarung des geliebtesten Jüngers, heiliges, glückliches Patmos, zu dir will ich eilen, um die Erde zu küssen, auf welcher der große Apostel gewandelt.“ Seinem jugendlichen Enthusiasmus schien solch ein Unternehmen vom günstigsten Erfolg begleitet. Denn, wenn diese Länder wieder die rechte Predigt erlangten, müßte die Trennung in eine abendländische und morgenländische Kirche wieder aufhören, vielleicht gelänge es gar, die Juden nach Jerusalem zu versammeln und dort zu ihrem Messias zu bekehren,

dann wäre Alles eine Heerde unter einem Hirten. Diese schönen Hoffnungen zeigen den kühnen Thatendrang des zum Manne reifenden Jünglings. Er konnte es nicht erwarten, wo die Zeit für ihn käme, allen Uebeln in der Welt ein Ende zu machen. Es drängte ihn, das Ideal des Christenthums mit verwirklichen zu helfen. Nur Missionär sollte er nicht werden, auch kein Reformator der Kirche. Aber zur Förderung der Wahrheit, zum Bau des Reiches Gottes auf Erden hat er durch seine Schriften reichlich beigetragen. Und wenn er auch seinen schönen Missionsplänen entsagen mußte, die vielleicht sein nach Unabhängigkeit trachtender Sinn ihm vorgezaubert, er sollte ein Arbeitsfeld finden für den Beruf eines Missionärs. Anstatt in die Wigwams der Indianer oder in die Ruinen der orientalischen Kirche sollte er, wie einst Nathan, das Wort der Wahrheit vor König und Hof tragen.

Fénélon war ein schlanker, hoher Mann mit eleganter sicherer Haltung. Sein Gesicht hatte die runden Linien der romanischen Physiognomie. Seine großen Augen, von einer schön gewölbten hohen Stirn bedeckt, sind mild und gewinnend und doch strahlend von Geist und Ueberlegenheit. Sein geschlossener Mund drückt Bestimmtheit aus und verkündet den bestrickenden Redner. Ueber sein ganzes, schönes Angesicht liegt ausgebreitet der Glanz und Friede eines der christlichen Wahrheit zugewendeten Geistes.

Als seine Studienjahre in St. Sulpice zu Ende waren, erhielt er die priesterlichen Weihen und sollte, bis sich ein passender Beruf für ihn fand, in der Seminarkirche von St. Sulpice alle Sonn- und Festtage die heilige Schrift vor versammeltem Volk erklären.

Zweites Capitel.

Erste Anstellung als Leiter weiblicher Erziehungsanstalten.

Es war in Paris zu einer Art Modesache geworden, mit für die Zurückführung der Protestanten in den Schooß der katholischen Kirche zu arbeiten. Es bildeten sich christliche Vereine unter der Leitung von Priestern, die Gaben sammelten, um Erziehungsanstalten zu gründen, wo Kinder von Protestanten zu Katholiken herangezogen wurden. Wir sehn die alte Proselytenmacherei in rohester Form. Besonders rührig in dieser Beziehung zeigten sich solche Personen, die selbst Convertiten waren. In der Umgebung des Königs gab es mehrere ehemalige Reformirte, die aber den Glauben ihrer Väter verlassen hatten, so Frau von Maintenon, so der Marschall Turenne. Unter dem Protectorat des letzteren standen zwei derartige

Mädcheninstitute, die Nouvelles Catholiques und die Filles de la Madelaine de Traisnal. Fénélon wurde zum Superior an der ersten und zum Lehrer an letzterer Anstalt befördert. Nachdem seine eigne Erziehung und Ausbildung vollendet war, sollte er sich für seinen seelsorgerischen Beruf dadurch vorbereiten, daß er sich mit dem Unterricht und der Erziehung dieser jungen Mädchen beschäftigte. Sein Eifer für die Kirche, seine Neigung für den Missionsberuf ließen ihn besonders geeignet erscheinen, an der Bekehrung junger Protestanten zum Katholicismus mitzuwirken. Mit dieser Anstellung trat Fénélon in den Kreis selbstständig strebender Männer der Kirche. Er wurde bekannt mit de Harley, dem Erzbischof von Paris, mit Bossuet, mit dem Marschall Turenne, mit dem Herzog von Beauvillier. Namentlich zog ihn Bossuet an, wie andrerseits auch Bossuet auf diesen begabten jungen Mann aufmerksam werden mußte. Sie verkehrten oft und, weil sie ein gleiches Streben verband, wurden sie bald sehr mit einander befreundet. Auch Fénélon begann wie Bossuet seinem Beruf mit wissenschaftlichen Arbeiten zu dienen. Das Amt eines Erziehers entsprach seiner Neigung und Begabung, er widmete sich demselben mit völligster Hingebung und die Frucht seiner Beschäftigung mit diesem Gegenstand war sein Werk über „weibliche Erziehung". Die äußere Veranlassung zum Erscheinen dieser Schrift war die Bitte des Herzogs von Beauvillier, ihm zur

Erziehung seiner Töchter eine Anleitung zu verfassen. Noch heute müßte diese vortreffliche Schrift bei allen, welche für Erziehungswissenschaft ein Herz haben, die größte Aufmerksamkeit erregen. Das Ansehn und die Ehre des Weibes waren durch die Entsittlichung am Hofe Ludwigs XIV. tief gesunken. In Folge dessen hielt man es vielfach für unnöthig, dem weiblichen Geschlecht eine gründliche Erziehung angedeihn zu lassen. Fénélon erkannte, welchem Verfall sein Vaterland dadurch entgegenging. Er beginnt daher sein Werk mit einem Protest gegen die verbreitete Ansicht, weibliche Erziehung sei unnütz. „Während", sagte er, „man für die Erziehung der Knaben so große Anstrengungen macht, meint man, die Mädchen brauchen nicht klug zu sein, allzu große Bildung mache sie eitel und anspruchsvoll, genug, wenn sie soviel verstehn, daß sie ihre Wirthschaft besorgen können und ohne Rechthaberei gegen ihre Männer gehorsam sind. Gelehrsamkeit soll sogar Frauen häßlich stehn, sie lächerlich machen, und daher thue man gut, ihre Erziehung und Ausbildung ausschließlich ihren ebenfalls ungebildeten Müttern zu überlassen. Dagegen sei aber zu erwidern: gerade weil das weibliche Geschlecht das schwächere ist, gerade deshalb bedarf es einer besonderen Stärkung. Und dann ist es gewiß, daß die Aufgabe der Frauen eine sehr große ist, sie sollen ja ihre Männer glücklich machen, sollen ihrem Hause vorstehn, sollen ihre Kinder erziehn. Endlich darf man nicht vergessen,

daß die Frauen die Hälfte des Menschengeschlechts ausmachen und daher eine ihnen erwiesene Wohlthat zurückwirken muß auf die ganze Menschheit, während andrerseits schlecht erzogene Frauen als Mütter und Verführer der Männer unsäglichen Schaden anrichten können. Für den Christen aber sei Erziehung der Frauen erst recht von Bedeutung, sind die Frauen doch mit von Christo erlöste Seelen.“ In dieser Betonung der Nothwendigkeit weiblicher Erziehung liegt offenbar bereits enthalten jener im Laufe der Zeit zu allgemeiner Geltung gelangte Erziehungsgrundsatz: alle Kinder, reiche und arme, vornehme und geringe, Knaben und Mädchen, müssen unterrichtet werden.

Nach dieser allgemeinen Geltendmachung weiblicher Erziehung geht Fénélon auf die Schäden ein, welche aus ihrer Vernachlässigung hervorgehn. Mangel an Beschäftigung mache faul, Faulheit sei die Ursache von Langeweile, Langeweile werde die Quelle allerlei schlimmer Eigenschaften, wie der Neugierde, der Vielgeschäftigkeit, der Eitelkeit. Dabei verzärtele vieles Schlafen und Mangel an gehöriger Bewegung den Körper. Allem dem begegne man nur durch frühzeitige Sorge für richtige Behandlung der Mädchen.

Damit hat sich Fénélon den Weg gebahnt, welchen er bei der Erziehung eingeschlagen wissen will, er beginnt jetzt mit der frühesten Kindheit. Noch ehe das Kind reden kann, versteht es bereits durch Mienen und Gebärden seine Liebe sowohl als seinen Haß

auszudrücken. Hier beginne man schon ihm eine angenehme Vorstellung vom Guten und wieder eine abschreckende Empfindung gegen alles Böse einzuflößen. Desgleichen bei etwas vorgerückterem Alter erfülle man sie mit Liebe zur Wahrheit und mit Abscheu vor der Lüge. Fangen sie an zu reden, so bewundre man diese erste Fertigkeit nicht allzusehr, man veranlaßt das Kind dadurch leicht zum unnützen Schwatzen, aus dem bald ein unüberlegtes, unfertiges Urtheilen wird über Dinge, von denen es nicht einmal klar zu denken vermag, eine weit verbreitete, aber sehr schlimme Angewohnheit. Ueberhaupt darf man Kinder nicht zu viel bemerken, sie glauben sonst leicht, daß die ganze Welt sich um sie dreht, was später zu bittern Enttäuschungen Veranlassung giebt. Auf ihre Fragen antworte man bestimmt und erläutere diese Antworten durch Beispiele. Urtheilen sie übereilt, so bringe man sie durch Fragen, die sie nicht zu beantworten verstehn, in Verlegenheit und führe sie so zur Erkenntniß ihrer Unerfahrenheit. Dabei müsse man aber die Kinder ab und zu nicht etwa durch unbestimmte Lobeserhebungen, sondern durch Zeichen wirklicher Achtung fühlen lassen, daß man ihnen mehr beistimmt, als sie vermuthen, und daß ihr Irrthum darin besteht, Dinge zu verlangen, die sie nicht verstehn, daß es aber anzuerkennen sei, wie sie das Beste wollten. Machen sie in ihrem Verständniß Fortschritte, so müsse man das bemerken, und indem man sie an ihren früheren Irrthum erinnert,

die Vermuthung aussprechen, daß sie in Zukunft noch mehr Einsicht haben werden. Die Neugierde der Kinder suche man zu befriedigen und knüpfe an die Antwort practische Anwendungen. Kleine Mädchen können dabei viel von Wirthschaft und Oekonomie profitiren. Den Nachahmungstrieb überwache man, daß er nicht ausarte in Verspotten anderer.

Mit dem Unterricht könne man schon früh anfangen, aber dann übe man ihn spielend. Die Weisheit darf sich den Kindern nur nach Unterbrechungen zeigen und dann thue sie es immer mit lachendem Gesicht. Nie darf dem Kind die Ungebundenheit und Unordnung in angenehmer Gestalt erscheinen; geschieht das, so ist Alles verloren. Wenn ein Kind fromme Menschen mit unangenehmem Aeußern, ja mit fatalen Eigenschaften sieht, so zeige man ihm, daß das nicht die Schuld der Frömmigkeit sei — die sei immer schön —, sondern jenes Häßliche gehöre den Menschen und sei von der Frömmigkeit noch nicht überwunden. Es sei ein großer Fehler in der Erziehung, wenn Erzieher an die Kinder Forderungen stellen, die sie selbst nicht erfüllen, ja daß sie Kindern gegenüber sich nicht einmal eines Irrthums schuldig geben wollen. Da sei es das Richtige, sein Versehn offen zu bekennen und dem Kinde Besserung zu versprechen, wenn das Kind das Gleiche thue. Lehrt man ein Kind etwas, so zeige man ihm auch, wozu es dieses Gelernte einst brauchen wird, man

lasse es merken, was ihm einst zu leisten obliegt. Strenge sei zu meiden, sie verschließt das Herz, macht lebhafte Kinder leicht reizbar, dagegen stille stupid. Allerdings gebe es Naturen, die man durch Furcht bezwingen müsse, denn in manchen herrsche offenbar ein Widerwille gegen eine ordentliche Beschäftigung. Daher komme es, daß Die oft gehaßt werden, die solche träge Naturen zum Lernen anhalten wollen, der Widerwille gegen den Gegenstand übertrage sich auf die Personen. Das sei wohl auch der Grund, warum das dunkle Gewand des Priesters so viele mit Schrecken erfülle. Anstatt der Strenge übe man, wo es nur irgend geht, Duldsamkeit, denn ein unverstelltes Wesen flöße immer Vertrauen ein. Man verbinde, wo es geht, das Nützliche mit dem Angenehmen. Die Hebräer, Egypter, Griechen hätten mit Versen und Musik zu den wichtigsten Wissenschaften und zu den Grundsätzen der Sittenlehre geführt. Die Furcht sei zu vergleichen jenen Gewaltmitteln, die man in schweren Krankheitskrisen anwendet; sie helfen im Augenblick, erschüttern aber und verzehren den Organismus und haben daher die schlimmsten Folgen.

Noch seltener als strenge Worte solle man Züchtigungen anwenden, und thue man es doch, so sehe man darauf, daß sie in dem Kinde die Empfindung der Reue über den Fehltritt erwecken. Damit der Leseunterricht gelinge, wecke man durch Vorlesen die Lust zu Büchern, und giebt man ihnen ein Buch in

die Hand, so enthalte dasselbe kurze und fesselnde Geschichten. Mit dem Lesen verbinde man das Schreiben. Auch beim fortgeschritteneren Unterricht suche man den Unterschied zwischen Lernen und Sichvergnügen ganz zu verwischen. Das Lernen sei mit größter Freiheit verbunden und wechsele mit körperlichen Uebungen.

Was von einem Kinde zu erwarten ist, könne man im jugendlichen Alter schwer beurtheilen. Nur zu oft täusche man sich in seinen Erwartungen. Man nehme Lebendigkeit des Körpers, die in der Jugend selten fehlt, für Lebendigkeit des Geistes. Von allen Eigenschaften, die man an Kindern bemerkt, gebe es nur eine, auf die man rechnen könne, das sei das gute Urtheil, das wachse mit den Kindern, wenn man für die Entwicklung desselben Sorge trage. Daher suche man zu entdecken, ob das Kind Wißbegierde besitzt und ob es empfindlich ist für ehrenhaftes Nacheifern. Ja man rege unbegabtere Kinder selbst dazu an. Man veranlasse sie, wo möglich selbst über ihre arge Furchtsamkeit zu lachen, man mache ihnen begreiflich, daß Furchtsamkeit und Faulheit den Verstand ersticken. Mit Vorwürfen sei man vorsichtig, solche seien am Wirksamsten aus dem Munde Gleichgestellter. Augustins Mutter erschrak und besserte sich, als eine Magd sie auf ihre Trunksucht aufmerksam machte.

Drittes Capitel.

Fortsetzung des Werks über weibliche Erziehung.

Wenn ich in so ausführlicher Weise diese Schrift Fénélons mittheile, so geschieht es deshalb, weil mir alle diese Gedanken dessen werth erschienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Obgleich seine Abhandlung über weibliche Erziehung die erste unter seinen Schriften ist und in eine Zeit fällt, wo ihr Verfasser noch sehr jung war, so ist sie doch eine der schönsten Früchte seines Geistes. Fénélon war eben geborener Pädagog, schon regte sich in ihm der Dichter des Telemach. Ueberhaupt ist das 17. Jahrhundert das Schuljahrhundert. In Deutschland, Frankreich, England standen die ersten großen Pädagogen auf und wurden die hauptsächlichsten Grundsätze der Erziehungskunst festgestellt. Merkwürdig, daß Frankreich trotz seiner hervorragenden Pädagogen dennoch in der Volkserziehung so bedeutend zurückgeblieben ist.

Fénélon fährt über Entwickelung der Liebe in den Kindern so fort: Man suche den Kindern Liebe einzuflößen, indem man ihren Blick auf Die richtet, die ihnen nützen. Allerdings sind manche Kinder sehr wenig für Liebe empfänglich, sie werden schlau, kalt, verschlagen geboren und trachten darnach, alles Verdienst sich selbst zuzuwenden. Solche Kinder täuschen selbst

ihre Eltern, deren Zärtlichkeit es sich leicht einbilden läßt, die Kinder liebten sie. Ja solche Kinder sehn ihren Eltern ihre Neigungen ab, um sich darnach zu richten, und erscheinen gelehriger als andere Kinder ihres Alters. Ihr Schmeicheln, das einen starren Willen verbirgt, scheint wirklich Weichheit zu sein; und ihr heuchlerisches Wesen wird oft erst dann offenbar, wo es schon zu spät geworden ist, ihren Sinn zu ändern. — Man muß in Kinderherzen Freundschaft zu erwecken suchen, indem man sie in Berührung treten läßt mit Personen frei von Härte, Falschheit, niedriger Gesinnung und Selbstsucht. Wohl den Eltern, denen ihre Kinder es abmerken, daß sie eine zärtliche Liebe für sie hegen. Ein Fehler, der vorzugsweise bei Mädchen vorkommt, ist der, sich leidenschaftlich für die gleichgültigsten Dinge zu erregen. Einige Menschen scheinen ihnen nur Schlechtes, andere nur Gutes zu besitzen. Da muß man zu mäßigen suchen, indem man ihnen zeigt, wie in Allem, was man liebt oder haßt, Gutes mit Bösem nur zu oft vermischt ist. Nie verspreche man Mädchen als Belohnung Putz oder Leckereien, man begeht dabei einen doppelten Fehler, man lehrt sie lieben, was sie verabscheuen sollen, und stumpft sie ab für edle Belohnungen.

Treffliche Winke giebt Fénélon für den Unterricht in der biblischen Geschichte. Er sagt: „Die Liebe zu Geschichten ist ja so rege in Kindern, das benutze man, indem man ihre Begierde nach dieser Richtung

hin immer mehr wach ruft, und ist das geschehn, so bringe man ihnen, in schöner Form erzählt, biblische Geschichten. Diese Geschichten lasse man sie wiedererzählen; sind mehrere Kinder da, mit vertheilten Rollen. Auf diese Weise kann man ihnen die ganze Heilsgeschichte beibringen, und die Trockenheit des Katechismus wird überkleidet. Schon Augustin erklärte es für die Methode der Kirche, ihren Katechumenen die Lehre beizubringen, daß man an der Hand der Geschichte nachweise: die Religion sei so alt wie die Welt. Jesus Christus wird erwartet im Alten Testament, Jesus Christus herrscht im Neuen. Schön ist es, wenn man die Mädchen derart für die heilige Schrift begeistert, daß man sie fragen kann, für wen sie Partei nehmen. Da wird sich eine für Esther, die andere für Judith entscheiden. — Die Geschichte Jesu erzähle man recht ausführlich. Dann schildere man den Anfang der christlichen Kirche, den Muth der christlichen Jungfrauen, die selbstverleugnende Strenge der Einsiedler, die Bekehrung der Kaiser, die Christianisirung des Reichs, die Verblendung und das Gericht über die Juden, die Entwickelung und den fortschreitenden Sieg des Christenthums bis auf den heutigen Tag."

Ebenso anziehend ist das Capitel, welches über die Art handelt, wie man Kindern christliche Begriffe beibringt. „Um in den Schülerinnen eine Vorstellung von den geistigen Dingen zu erwecken, muß man sie lehren, den Unterschied zu beobachten, der zwischen

Geist und Körper vorhanden ist. Man brauche hier folgende Fragen: Ißt die Seele? Antw.: Nein, das thut der Körper. Was thut denn die Seele? Antw.: Nun, sie überlegt, fühlt, redet. Hat der Tisch, hat die Puppe eine Seele? Antw.: Nein, denn sie können alles das nicht, was die Seele kann. Wenn du stirbst und zu Staub wirst, ist dieser Staub dann dem Tische ähnlicher geworden? Antw.: Ja, denn er ist ebenso empfindungslos. Wo blieb aber die Seele? Antw.: Sie ist fortgegangen. Wohin? Antw.: Zu Gott. Kann sie dort ihre Thätigkeit fortsetzen? Antw.: Ja."

„Um die Eigenthümlichkeit des Geistes zu definiren", fährt er fort, „muß man einen lebendigen mit einem todten Menschen vergleichen. In einem ist Seele und Leib, im andern nur Leib. So lange die Seele im Leibe ist, kann dieser nicht vergehn; erst wenn jene sich entfernt hat, fällt dieser der Verwesung anheim. Die Seele muß daher für sich unsterblich sein. Wie viel mehr werth ist daher die Seele als der Körper! Wie viel höher stehn daher die Schätze der Seele als die des Leibes. Ehre, gutes Gewissen, Religion, diese Güter der Seele wie verdienen sie mehr erstrebt zu werden als das, was dem Leibe Vergnügen bereitet. Deshalb waren die alten Römer so groß, weil sie für jene unsichtbaren Güter der Seele fähig waren, ihre Leiber zu opfern. Welche Macht übt noch heute die falsche Vorstellung von Ehre aus im

Duell, wie mächtig könnte daher die Liebe für die Güter der Seele sein, wenn man sie früh wecken wollte. Unsre Leiber sind ähnlich den Thieren, unsre Seelen den Engeln. Unsre Seele ist gleich einem Reiter und das Roß, das er tummelt, ist der Leib. Eine Blume blüht am Tage, am Abend liegt sie gebrochen da und verwelkt, die Schönheit der Seele ist ewig. Fragt ein Kind, ob es den Geist eines Menschen gesehn, und obgleich es ihn nicht sehn kann, wird es dennoch zugeben, daß es ihn verehrt. Wer will weiter in die göttlichen Geheimnisse eindringen, Schamhaftigkeit ist die erste Pflicht alles rechten Wissens."

Wir sehn schon in diesem Erstlingswerk entwickelt Fénélons philosophischen Geist. Bemerkenswerth aber ist dabei seine große Zurückhaltung; obgleich sein Geist befähigt erscheint, die tiefsten Probleme zu lösen, gestattet er demselben nicht, sich in übertriebene Consequenzen zu verlieren, sondern beherrscht ihn mit seiner Frömmigkeit. Er scheint beim Menschen einen Dualismus der Naturen anzunehmen im Gegensatz gegen Pascal einerseits, der keine Verwandtschaft der Menschen mit den Thieren zugeben will, und Cartesius andrerseits, der den Menschen wieder zu sehr als bloße Abart der übrigen lebenden Wesen der Erde angesehn wissen will. Er schält mit genialer Schärfe das geistige Wesen des Menschen aus seinem natürlichen Wesen heraus und deutet an, was später Schleiermacher

in seiner Individualitätslehre umfassend ausführen sollte.

Zum Schluß seines Werks geht Fénélon auf die Behandlung des zukünftigen Lebens im Unterricht ein. Wir sind hier auf Erden nur Pilger, es geht hin zum ewigen Jenseits. Für dieses Jenseits gewinne man die Phantasie des Kindes durch schöne Schilderung des biblischen Himmels, wie Johannes in seiner Offenbarung uns dazu anleitet. An dieser Stelle lasse die sonst schwer mit Kindern zu behandelnde prophetische Schrift des Neuen Testaments sich aufs beste benutzen.

Ehe wir von diesem Werke Abschied nehmen, möchte ich noch einige treffliche Bemerkungen erwähnen, die jedem, der mit weiblicher Erziehung zu schaffen hat, nicht ganz unwillkommen sein werden. „Um die Modesucht früh zu unterdrücken, muß man junge Mädchen schon auf der Schule mit der griechischen Kunst bekannt machen, damit sie einsehn lernen, daß man schön sein kann ohne Putz und Mode.“ Eine andere Bemerkung: „Was man von jedem erzogenen Mädchen verlangen darf, ist erstens: Oekonomie ohne Geiz und zweitens, die Befähigung, einen Hausstand in Ordnung zu halten.“ „Meist lesen Frauen sehr schlecht vor, man lehre sie daher mit Verständniß und mit Ausdruck lesen.“ „Man vergesse bei weiblicher Erziehung nie den Zeichenunterricht, damit die Frau den ihr so nothwendigen Geschmack besitze.“ — Das Werk schließt

mit der Schilderung einer gottwohlgefälligen Frau Spr. Sal. 31, 10 ff.: „Wem ein tugendsames Weib bescheert ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen; ihres Mannes Herz kann sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang. Ihr Mann ist berühmt in den Thoren, wenn er sitzt bei den Aeltesten des Landes. Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig; ihr Mann lobt sie. Lieblich und schön sein ist Nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben. Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben in den Thoren."

Daß solch' eine Schrift großes Aufsehn erregen mußte bis in die höchsten Hofkreise hinein und Fénélon durch dieselbe in die Reihe der ersten Theologen seiner Zeit und seines Landes erhoben wurde, ist nicht zu verwundern. Sie bahnte ihm augenscheinlich den Weg zu seiner späteren Stellung als prinzlicher Erzieher.

Viertes Capitel.

Reise nach Poitou und Wirksamkeit unter den Hugenotten.

Eine so tüchtige Kraft, wie Fénélon war, wollten seine kirchlichen Vorgesetzten auch für den unmittelbaren Angriff der ihnen verhaßten Hugenotten nicht unbenutzt lassen. Die berühmten Dragonaden wollten die Unterdrückung des evangelischen Glaubens nicht fertig bekommen, da entschloß man sich, es wieder einmal mit geistigen Waffen zu versuchen. Durch seine Wirksamkeit an den weiblichen Erziehungsanstalten in Paris war Fénélon mit Turenne, und durch Turenne mit dem König bekannt geworden. Als daher Bossuet dem Könige den Vorschlag machte, Fénélon an der Spitze einer Mission nach Poitou und Saintonge zu schicken zur Bekehrung der noch widerstrebenden Protestanten, war der König es wohl zufrieden und gab den Befehl, Fénélon diesen Auftrag zu ertheilen. Ehe Fénélon entschieden zusagte, bat er sich Bedenkzeit aus. Das Resultat war, daß er sich allerdings bereit erklärte, die schwere Mission, zu übernehmen, aber nur unter folgenden Bedingungen, die man ihm auch zugestand: erstens während seines Dortseins sollten die Bedrückungen der Evangelischen durch

Militär ganz aufhören; zweitens die Wahl seiner Begleiter solle ihm überlassen bleiben. So ging Fénélon ein Jahr nach Aufhebung des Edicts von Nantes mit drei tüchtigen Mitmissionären: Fleury (später Erzbischof und Cardinal), Bertier (später Bischof von Blois), Milon (später Großalmosenier des Königs), in den protestantischen Westen Frankreichs. Sie fanden ein armes, durch die schrecklichsten Drangsale zur Verzweiflung gebrachtes Volk, das wenig geneigt war auf die Vorstellungen ihrer Glaubensfeinde zu achten. Fénélon erkannte, wenn man ihnen von ihrem geistlichen Wohl predigen wolle, müsse man ihnen zeigen, daß man auch für ihr leibliches Wohlergehn etwas zu thun bereit sei. Er richtete wegen Erleichterung ihrer Lage Bitte auf Bitte nach Paris. Wie einst Luther mit Carlstadt, so wollte auch Fénélon in Gegenwart andrer Calvinisten mit ihren bedeutendsten Lehrern disputiren, und lud sie dazu ein. Als sie sich weigerten solch einen Vertreter ihm gegenüberzustellen, lud er sie als bloße Zuhörer zu einer scheinbaren Disputation, die er mit seinem Freunde und Begleiter, dem Abbé Langéron, veranstalten wollte. Fénélon übernahm die Rolle des Katholiken, Langéron die des Protestanten und wurde letzterer von ersterem in allen Lehrabweichungen widerlegt. Auch dieser Bekehrungsversuch war gänzlich erfolglos. Am liebsten hätte er sie durch Bibelerklärungen zu sich gelockt und dann überführt. Aber man hatte ihnen die Benutzung des Neuen Testa=

ments verboten, und auch Fénélon war nicht berechtigt zu Schrifterklärungen. Er bat in Paris, man möchte dem Volk ihre lieben Testamente wiedergeben und ihm die Erlaubniß ertheilen, dieses Buch ihnen zu erklären. Man erfüllte seine Bitte nicht. Unter solchen Verhältnissen konnte Fénélon Nichts ausrichten, er sah das ein und sehnte sich fort. Obgleich er durch sein gütiges, frommes Wesen sich die Zuneigung des Volks erworben hatte, nützte ihm das Nichts, weil ihm die Verkündigung des unmittelbaren Schriftworts verboten war. Er bat seine Pariser Freunde, ihn von diesem zwecklosen Leben zu befreien. „Ja", schreibt er, „wenn ihr nicht rasch sorgt, daß ich nach Paris zurückkehren kann, so mach' ich euch noch den Verdruß und werde Protestant." Wer kann es wissen, vielleicht hatte sich Fénélon durch den beständigen Umgang mit den Protestanten ihnen auch innerlich genähert. Seine Feinde, namentlich La Chaise, liebten so etwas anzudeuten. Nachdem er fast ein Jahr in Poitou sich aufgehalten, kehrte er nach Paris zurück. Wenn er auch äußerlich durch Bekehrungen in Poitou nichts erreicht hatte, für sich selbst nahm er von dort doch etwas mit. Seine Missionarstellung veranlaßte ihn, das Verhältniß zwischen seiner katholischen Kirche und der calvinistischen Gemeinschaft seiner Gegner zu studiren, und das Resultat dieses Studiums war eine Schrift über „das geistliche Priesteramt", die wegen ihrer Tüchtigkeit, mit der sie namentlich die Prediger=

wahl in beiden Confessionen beleuchtet, noch für heutige Untersuchungen Bedeutung hat.

Als er wieder nach Paris kam, besuchte er zwar den Hof; es verflossen aber zwei Jahre, ehe er dauernd sich an demselben aufhielt. Obgleich er sehr freundlich und höflich war, verstand er es doch nicht, um die Gunst der Großen zu buhlen. Für ihn hatte der Glanz und die Macht königlicher Günstlinge keinen Reiz, weil seine Frömmigkeit ihn gelehrt hatte, nach Höherem und Edlerem zu trachten. Darum überlief er Niemanden mit Bitten um Stellen und Aemter, er wußte, daß sich das nicht für einen vernünftigen Mann, der an die Vorsehung Gottes glaubt, und noch viel weniger für einen Jünger Christi schicke, sich zu hohen Aemtern zu drängen. Er überließ Alles dem Herrn, wann und wie er ihn gebrauchen wolle. Diese Gesinnung spricht er selbst wie folgt aus: „Ich will mich nicht anbieten, ich will um Nichts einen Gang thun. Ich will ruhig die Sachen wahrnehmen, die Du mir zu besorgen vorlegst. Denn nach demjenigen Trieb, den Du mir, o Herr, gegeben hast, Dir Alles heimzustellen, verlange ich Nichts und schlage auch Nichts aus. Ich lasse mich zu Allem brauchen und bin auch zufrieden, wenn ich zu Nichts soll von Nutzen sein: werde ich hervorgesucht, werde ich verachtet, erlange ich einen Namen, bleibe ich unbekannt, werde ich gelobt, werde ich gescholten, was ist daran gelegen? Du bist mein Gott, derjenige, den ich suche; nicht

mich, Dich und nicht Deine Gaben, sofern sie von Dir und Deiner Liebe abgesondert sind. Alles Uebrige ist mir gleichgültig." — In Poitou hatte sich Fénélon, wie schon erwähnt, viele Freunde erworben. Als daher das Bisthum von Poitiers und La Rochelle neu zu besetzen war, dachte man an ihn und forderte ihn auf. Weil er sich aber selbst um die Stelle nicht bemühen wollte, wurde sein Name wieder von der Liste gestrichen.

Er benutzte seine stille Zurückgezogenheit zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Die schon früher abgefaßte Schrift „Ueber weibliche Erziehung" bereitete er zum Druck vor, und sein Werk „Ueber das geistliche Priesteramt" ging der Vollendung entgegen. In diese Zeit fällt auch eine bemerkenswerthe Schrift von ihm: „Ueber Kanzelberedsamkeit". Dabei fuhr er fort in seinen Predigten und Unterredungen bei den Nouvelles Catholiques. Sein Oheim, der ihn wie ein Vater geliebt, starb am 8. October 1688. Anton de Fénélon war ein tüchtiger Soldat und ein ebenso geschickter Staatsmann gewesen, er hatte am Hofe großes Ansehn genossen und besaß sehr angesehne Freunde. Mit diesen hatte er seinen Neffen bekannt gemacht. Jetzt sollte Fénélon diesen treuen Freund verlieren. Er stand allein da, wohl gerüstet für den ihn erwartenden großen Beruf; der Kampf des Lebens sollte beginnen.

Ehe ich weitergehe, will ich die hauptsächlichsten Gedanken aus dem Werk: „Das geistliche Priesteramt"

kurz berichten. Der wundeste Punkt an der Lehren der Calvinisten schien ihm ihre Lehre vom geistliche Amt. Er war der Meinung, daß ihre Prediger des geistlichen Charakters gänzlich ermangelten. Die Folge davon müsse eine sehr verderbliche sein. Der ewig schwankenden Menge gegenüber bedarf es einer Autorität die im Stande sei, sich von den Aposteln abzuleiten Vor allen Dingen greift Fénélon das von den französischen Reformirten so sehr betonte Gemeindeprincip an und weist die nothwendige Consequenz eines solchen Princips nach. Die Forderung der Protestanten: nur die Gemeinde dürfe ihre Geistlichen wählen, sei sowohl dem Wesen des geistlichen Amtes als auch der heiligen Schrift entgegen. Denn wählt die Gemeinde, so tritt ihr Geistlicher zu ihr in ein ähnliches Verhältniß wie die durch Stimmenmehrheit gewählten Magistratspersonen. Die Wähler könnten bei diesem Brauch mit vollem Recht nach einiger Zeit, ohne dafür weitere Gründe angeben zu müssen, ihren Geistlichen wieder entlassen. Wie sie es sind, die durch ihre Wahl ihn zum Geistlichen gemacht und durch ihre Wahl zu seinem Amt befähigt, so sind sie es offenbar, die mit der von ihnen verhängten Entlassung ihm diese Befähigung auch wieder nehmen. Wie stimmt aber das zum Wesen des Amts, und empfängt der Geistliche die Fähigkeit, seinem Amte vorzustehn, nicht aus einer anderen als Menschen Hand? — Die Folge aber des Gemeindeprincips müsse eine Zersplitterung sein bis

ins Unendliche oder die völlige Auflösung der Kirche. Das Gemeindeprincip mache die Gemeinde zu einer Conföderation; in einer solchen aber stehe es jedem Gliede frei, sich dieser selbst erwählten Verbindung nach Belieben wieder zu entziehn. Sobald nach der Meinung einzelner die Sittenstrenge der Gesammtheit erschlafft, der Glaube erkaltet, so werden sie ausscheiden und dabei recht zu thun meinen und wenn ihre Zahl auch noch so klein ist. Sie werden sich berufen aufs kleine Häuflein, werden reden von ihrem Gewissen, das sie zwingt.

Nach Angabe der Protestanten soll der ein rechter Geistlicher sein, der die heilige Schrift richtig auslegt. Ist die Gemeinde nur Wähler des Geistlichen, so wird sie darüber zu entscheiden haben, ob er die Schrift richtig auszulegen verstehe oder nicht. Ist aber irgend eine Gemeinde in ihrer Gesammtheit dazu fähig? Und wenn sie den gewählten Prediger überdrüssig geworden, könne ihr jemand zur Sünde anrechnen, daß sie nach einem neuen verlange? Wenn es ihr jemand verweigern wollte, wird sie sagen: wir müssen nachjagen dem Würdigsten. Wie verkehrt, die Autorität des Geistlichen über das Volk erkläre man mit Entrüstung für Tyrannei, ist aber sofort bereit, diese für so gefährlich erachtete Autorität dem Volk über den Geistlichen einzuräumen. Was soll man dazu sagen, wenn man einer Heerde das als Hauptlehrsatz beibringt, daß, wenn ihr die Stimme ihres Führers falsch vor=

kömmt, sie diesen absetzen darf. Wird nicht der Geleitete zum Beurtheiler seines Leiters gemacht, der Schüler zum Lehrer seines Meisters? Und wer ist diese Gemeinde? Eine unbekannte Masse, von deren innerem Herzensverhältniß zu Christo Nichts bekannt ist. Und diesen unbekannten Leuten solle Christus seine Schlüssel anvertraut haben, Leuten, die es vielleicht selbst nicht einmal wissen, ob sie diese Schlüssel haben oder nicht? Oder kann man vielleicht angeben, wie Die beschaffen sein müssen, denen das Wahlrecht anvertraut wird?

Das alttestamentliche Priesterthum war aus der Wahl Gottes und nicht aus der der Menschen hervorgegangen. 1500 Jahre hat es bestanden, ohne daß jemals das Volk die Wahl traf und das alttestamentliche Priesterthum war doch nur ein Schatten des neuen. Jesus Christus wurde selbst vom Vater gesandt und er selbst sandte wieder aus seine Jünger, und diese erhielten den Auftrag, wieder andere auszusenden. Das ist die Form der Mission für alle Zukunft, und nirgends ist gesagt, daß sie einmal aufhören und umgekehrt werden soll.

Man muß bei den Aposteln unterscheiden die persönlichen und die amtlichen Gaben, die sie von Jesu Christo erhalten haben. Zu ersteren gehören die Gaben: Wunder zu thun, inspirirte Schriften zu schreiben, die Befähigung, den Glauben, einzupflanzen und Kirchen zu leiten, endlich die Heiligkeit. Alle diese Gaben

wurden nicht allen Aposteln ohne Ausnahme mitgetheilt, sondern einzelnen unter ihnen. Dagegen die Gabe: Gemeinden zu stiften, das Evangelium zu predigen und zu taufen erhielten sie alle nach Matth. 28, 19. Diese Gabe wird nicht früher schwinden, als bis die Welt zu Ende geht. Und Paulus definirt die Succession dieser Mission 2 Tim. 2, 2. Tit. 1, 5. Nicht die Gemeinde erhält die Kirche und die Pastoren, sondern letztere erhalten Kirche und Gemeinde, das lehren Eph. 4, 11. Tim. 4, 2—5. Tit. 2, 15. 2 Tim. 2, 2. 1 Tim. 5, 22. Die letztere Stelle und Tit. 1, 5. 6. 7 zeigen deutlich, daß Der wählen soll, der die Hände auflegt. 2 Tim. 1, 6 sagt deutlich, daß die Priesterweihe ein Sacrament sei und eine Gabe mittheile, die nie verloren gehe. Das bestätigen auch die Kirchenväter, namentlich Augustin. . . . . . .

Fünftes Capitel.

Berufung an den Hof, erzieherisches Wirken.

39 Jahre war Fénélon alt, als er durch des Herzogs von Beauvillier Vermittelung an den Hof berufen wurde. Beauvillier war wie sein Schwiegervater Colbert berühmt durch seine Rechtschaffenheit

Ihm wollte Ludwig XIV. die Sorge für die Erziehung seines Enkels, des Herzogs von Bourgogne, anvertrauen, der als Sohn des Dauphin Aussicht auf die Thronfolge hatte. Beauvillier wählte zum Lehrer für den Prinzen Fénélon, der ihm durch seine Schrift über die weibliche Erziehung ganz besonders dafür geeignet erschien. Es machte diese Wahl großes Aufsehn. Bisher hatte man von Fénélon kaum etwas gewußt, nun auf ein Mal war er Prinzenerzieher, dasselbe, was beim Dauphin der berühmte Bossuet gewesen war. Bossuet konnte nicht umhin, bei dieser Gelegenheit an die Marquise Fénélon folgenden Brief zu richten:

„Madame!

Gestern war ich nur allein von dem Glück der Kirche und des Staates erfüllt; heute aber stelle ich mir auch Dero Freude vor Augen: sie ist mir eine lebhaft empfundene. Dero Herr Vater, dessen Freundschaft so herzlich und dessen Verdienste so ausnehmend sind, kommt mir dabei in's Gedächtniß. Ich stelle mir vor, wie bei dieser Gelegenheit ihm zu Muthe gewesen sein muß, da er den Glanz einer Tugend hervorbrechen sieht, welche sich bisher mit so vieler Sorgfalt hat verborgen gehalten. Empfanget darüber, ich bitte solches eifrigst, die Versicherung meiner Freude und Ehrerbietung, mit welcher" u. s. w.

Kaum war aber auch ein Anderer für diesen Beruf so glänzend vorbereitet als gerade Fénélon. Alle Gebiete des Wissens der damaligen Zeit waren ihm

zugänglich; namentlich besaß er eine ungewöhnliche Kenntniß von und großes Verständniß für das classische Alterthum. Dabei verband er Frömmigkeit mit Scharfsinn, Milde mit dem feinsten Verständniß für eine Kindernatur.

Der Hof war nicht wenig betroffen durch das Erscheinen dieses ernsten, frommen Mannes, sollte auch er gute Miene zum bösen Spiel machen und die Gottlosigkeit und das nackte Laster, die sich dort sonnten, ruhig hinnehmen? Sein früherer Superior Tronson schrieb ihm: „Sie leben in einem Lande, wo das Evangelium von Jesu Christo wenig bekannt ist, und wo auch Die, welche es kennen, diese Kenntniß nur benutzen, um sich Ehre bei den Menschen zu verschaffen. Man braucht am Hof nicht lange sich aufgehalten zu haben, um Grundsätze, die man auf den Knieen am Fuße des Kreuzes sich errungen, für übertrieben und überspannt zu halten. Die besten Entschlüsse erscheinen unvermerkt von zweifelhaftem Werth ja ganz unausführbar, man fängt an zu meinen, es sei nothwendig aus Klugheit oder Nachsicht die Welt, wenn auch nur anfänglich ein ganz klein wenig zu Rathe zu ziehn. Darum braucht fleißig die heilige Schrift nicht bloß, um wie früher von ihr mit Ideen erfüllt zu werden, sondern um euch zu bewahren vor der Lüge.“ Fénélon schrieb in seiner Antwort auf diese Mahnung: „Es ist mir ein Trost nicht selbst mich auf diese Höhe emporgeschwungen zu haben. Selten

genug ist man von aller Schuld frei bei der eignen Erhöhung. Hat man auch weiter Nichts gethan, als sich bemüht, sich von der besten Seite zu zeigen." Ein Menschendiener ist Fénélon an diesem eitlen Hof nie geworden, aber großen Einfluß und ungetheilte Bewunderung erlangte er gar bald. Er war einer von jenen seltenen Menschen, die dazu bestimmt sind, Epoche zu machen in ihrem Jahrhundert und die ihrem Geschlecht Ehre machen durch ihre Tugenden, so wie sie den Wissenschaften Ehre machen durch ihre hervorragenden Geistesgaben. Leicht, glänzend begabt mit einem ungeheuren Reichthum des Geistes, freundlich, überlegen, ohne irgend jemand seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Seine Beredsamkeit war mehr überzeugend als gewaltig, er beeinflußte Alles sowohl durch seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit als durch seine hervorragenden Gaben. Dabei verstand er es mit jedem sich auf die gleiche Stufe geistiger Höhe zu stellen, disputirte niemals, ja schien sogar anderen zu weichen, während er sie in Wahrheit mit sich fortriß. Die Anmuth selbst spielte auf seinen Lippen und die größten Dinge schien er spielend zu behandeln; die geringfügigsten Dinge wurden etwas werth unter seiner Feder und er verstand es Blumen aus Dornenhecken hervorwachsen zu machen. Eine edle Eigenart war über seine ganze Person ausgegossen und ein unnennbares Etwas von Erhabenem in der Einfachheit gab seinem Wesen die Art eines Propheten. Der

Reiz des Neuen, den er ohne alle Absichtlichkeit seinen Ausdrücken zu geben verstand, machte viele Leute glauben, er besäße alles Wissen durch Inspiration; man war geneigter zu glauben, daß er sie erfunden, als daß er sie erlernt; immer besonders, immer schöpferisch, ohne jemand nachzuahmen, und selbst unnachahmbar. Seine Talente, lange verborgen in der Dunkelheit der Seminare, brachen hervor, als der König ihn zum Erzieher seines Großsohns erwählte. Eine so große Bühne, wie sie sich jetzt vor ihm aufthat, war nicht zu groß für ihn, und wenn nicht der Geschmack für das Mystische das Geheimniß seines Herzens und die schwache Seite seines Geistes verrathen hätte, es hätte keine Stellung gegeben, die ihm die öffentliche Meinung nicht zugedacht und die nicht noch zu gering für seine Verdienste erschienen wäre*).

Die Aufgabe, welche Fénélon zugefallen war, war nicht leicht. Ein Prinz und noch dazu ein solcher, welcher Aussicht hatte, der absolute Herrscher eines großen Reichs zu werden, lernt es nicht so leicht, über sich die Autorität eines Lehrers anzuerkennen. Dazu soll der Herzog von Bourgogne von Natur ein leidenschaftliches Gemüth besessen haben. Endlich umgab sie ein so ausschweifend lebender Hof; täglich konnte man die scandalösesten Geschichten hören, in denen des Prinzen nächste Angehörige eine Rolle spielten. Dabei

---

*) D'Aguesseau.

hatte Fénélon den ihm zugetheilten Beruf in idealster, schönster Weise aufgefaßt. Er wollte wirklich den zukünftigen Thronerben zum edeldenkendsten und gebildetsten Menschen in Frankreich machen. Er wollte nicht bloß dem Knaben eine Menge nothwendiger Kenntnisse beibringen, sondern ihn innerlich entwickeln, seinen Charakter, sein Herz bilden.

Fénélons Methode bestand darin, seinen Zögling ohne Stundenzwang auf dem Wege der Unterhaltung und Unterweisung, durch zusammen begonnene Arbeiten mit den Wissenschaften bekannt zu machen. Seinen Grundsatz: spielend lernen zu lassen, befolgte er auch hier. Es war ihm das durch seine umfassenden Kenntnisse und durch seine Begabung, Alles leicht und faßlich mitzutheilen, möglich. Er hatte dabei immer darauf Acht, daß das, was er seinem Schüler mittheilte, denselben sittlich fördere und auf seinen Regentenberuf vorbereite. So erfand er für den ersten Anfangsunterricht eine Reihe von Fabeln. In ihnen machte er seinen Zögling, indem er vom Leichtfaßlichsten bis zum Schwersten fortschritt, durch die äußere Form mit der alten classischen Welt bekannt; dagegen war der Inhalt darauf berechnet, des Knaben Nachdenken zu wecken und seine Anschauungen zu leiten. In der Unterredung schlug er immer bedeutendere Themata an, suchte seinen Zögling sogar zu metaphysischen Auseinandersetzungen zu führen, lockte dessen eigne Gedanken heraus, um sie zu widerlegen oder zu fördern.

Da der Prinz einen sehr großen Wissensdrang zeigte, so wurde jeder Augenblick genutzt, ihm etwas beizubringen; selbst während der Mahlzeit wurden ihm von Fénélon ausgearbeitete Essay's oder besonders schöne Werke vorgelesen.

Weil in damaliger Zeit die allgemeinen Wissenschaften noch so wenig angebaut waren, mußte Fénélon vieles erst selbst bearbeiten, um seinem Schüler es geben zu können. Nach dem Fénélon'schen Lectionsplan sollte der Prinz in der Religion erst die historischen Schriften der Bibel lesen, dann die Lehrschriften und zuletzt erst die poetischen. Er verlangte von dem Abbé Fleury, der diesen Unterricht ertheilte, er solle dem Prinzen die heilige Schrift nicht nach der Vulgata sondern nach genaueren Uebersetzungen erklären. Für die Weltgeschichte empfahl er das Studium der Geschichte jedes Landes nach einheimischen Historiographen. Die Behandlung der Geschichte Spaniens läßt er seltsamer Weise ganz fort. Auf diese Weise, indem Alles vorgearbeitet und dem Prinzen nur im Auszuge mitgetheilt wurde, mußte seine Ausbildung ungemein rasch fortschreiten. Er war bereits in seinem 10. Jahre im Stande, ein schönes Latein zu schreiben, die schwersten Schriftsteller zu übersetzen, den Horaz, den Virgil, die Metamorphosen des Ovid zu erklären, die wirkungsvollsten Momente der ciceronianischen Reden nachweisen zu können. Ja in seinem eilften Jahre hatte er den ganzen Livius, den Com=

mentar des Cäsar und einen Theil des Tacitus übersetzt.

Hand in Hand damit ging die glückliche Entwickelung des Charakters des Prinzen. Er lehrte ihn sein leidenschaftliches Naturell beherrschen und seiner maßlosen Wuthausbrüche sich schämen. Gerieth der Prinz in Zorn, so mußte seine Umgebung ihm mit Bedauern aus dem Wege gehn; niemand durfte sich mit ihm mehr abgeben, als es durchaus nothwendig war, der Unterricht, jede wohlthuende Beschäftigung wurde ausgesetzt. So etwas erschütterte den Prinzen derart, daß er in den größten Kummer über seine Fehler gerieth, mit Thränen sich zu Fénélons Füßen niederwarf, um Vergebung bat und Besserung gelobte. Als sich einst der Prinz vergessen hatte, wies ihn Fénélon ernst zurecht. Der Prinz aber antwortete: „Nein, nein, mein Herr; ich weiß, wer ich bin und wer Sie sind.“ Fénélon schwieg. Als am andern Tage der Knabe dieses Schweigen nicht mehr ertragen konnte und zu seinem Erzieher ging, um mit ihm zu reden, antwortete Fénélon: „Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie sich erinnern, was Sie mir gestern sagten: daß Sie wüßten, wer Sie seien und wer ich bin; ich muß Sie darauf aufmerksam machen' daß sie weder das eine noch das andere wissen. Sie bilden sich wohl ein, mehr zu sein als ich; einige Bediente haben ihnen wahrscheinlich das gesagt; ich aber scheue mich nicht, ihnen zu erklären, daß ich mehr

bin als Sie. Sie begreifen, daß hier nicht von der Geburt die Rede sein kann. Sie würden doch wahrscheinlich den für einen Narren halten, der sich daraus ein Verdienst machen wollte, daß der Regen seinen Acker benetzt, während der Acker seines Nachbars trocken bleibt. Sie wären nicht viel klüger, wenn Sie Ihre Geburt zu Ihrem Verdienste machen wollten. Sie werden es aber nicht bezweifeln, daß ich über Ihnen stehe an Einsicht und Kenntnissen. Sie wissen noch das nicht einmal, was ich Sie gelehrt, und was ich Sie gelehrt, ist Nichts im Vergleich mit dem, was mir noch übrig geblieben ist, Sie zu lehren. Was aber die Autorität betrifft, so besitzen Sie durchaus keine über mich, dagegen besitze ich die vollständigste Autorität über Sie, wie es der König und Ihr Vater Ihnen oft genug gesagt. Vielleicht glauben Sie, daß ich mich sehr glücklich schätze, zu ihrem Erzieher erwählt zu sein; beruhigen Sie sich in dieser Beziehung; ich bin Ihr Erzieher geworden, nur um dem König zu gehorchen und Ihrem Vater gefällig zu sein, nie aber, um die schwere Mühe auf mich zu nehmen, Ihr Lehrmeister zu sein; und damit Sie sich davon überzeugen, so folgen Sie mir zum König, damit ich ihn bitten kann, Ihnen einen andern Erzieher zu ernennen.“ Diese Auseinandersetzung ergriff den Prinzen so, daß er seinen Lehrer um Verzeihung bat. Er bewahrte lebenslänglich Fénélon eine unwandelbare Anhänglichkeit.

Um den Prinzen durch den Unterricht in der

Geschichte für Großes zu begeistern, schrieb er eine Lebensgeschichte Carls des Großen nach mittelalterlichen Quellen. Er fand dabei Gelegenheit, so recht die Mängel schlechter Geschichtschreibung kennen zu lernen. Die servilen mittelalterlichen Geschichtschreiber pflegten Alles an dem großen Kaiser zu loben, das mache aber ihre Schilderungen nicht blos unwahr und unzuverlässig, sondern auch im höchsten Grade langweilig und unlesbar. Dagegen erklärt Fénélon, die Schönheit eines Lebens wie das des großen Carl bestehe ja gerade in den gewaltigen Ereignissen, die es aufzuweisen hat, und in dem ungewöhnlichen Charakter desselben, der alles Entgegenstehende überwand. Man werde kaum einen Fürsten finden, der so der Liebe und der Bewunderung ausschließlich werth sei. Es gewähre geradezu Vergnügen, unter der Menge seiner Tugenden und Talente auch einige Fehler zu bemerken. Der Held der Geschichte darf ja kein Romanheld sein, der um seiner großen Vollkommenheit willen gerade unwahrscheinlich und unmöglich wäre. — Ebenfalls für seinen Zögling schrieb er den „Dialog der Todten", d. i. Unterredungen großer, aber bereits gestorbner Männer, welche über ihre frühern Thaten aburtheilten, ihre Versehen und Irrthümer mit Bedauern anführten. —

Um den Prinzen allen fremden Einflüssen zu entziehn, war seine Umgebung aus Männern zusammengesetzt, welche Fénélon bestimmt hatte. Sein langjähriger Freund Langeron war des Prinzen Vorleser,

Fleury Unterlehrer, Valois Beichtvater; alle theilten sie des Haupterziehers Ansichten, und vermochte letzterer auf diese Weise so Großes auszurichten.

Sechstes Capitel.

Fénélons wachsender Einfluß und Ruhm, sein Gegensatz gegen die Ansichten des Hofs.

Selten hat jemand sich so ausschließlich seinem Beruf hingegeben als Fénélon. Die Zeit, wo er Erzieher war, ist all sein Denken, Arbeiten, Schriftstellern diesem Gegenstand gewidmet. Trotzdem konnte er es nicht vermeiden, daß er am Versailler Hof eine Rolle zu spielen begann und in allerlei Hofintriguen verwickelt ward. Es war gerade die Zeit der Herrschaft der Maintenon, und bei der von letzterer zur Schau getragenen Liebhaberei für kirchliche Angelegenheiten kann man sich nicht wundern, wenn auch Fénélon davon berührt wurde.

Frau von Maintenon hat Fénélon immer des Undanks beschuldigt. Sie will die Ursache seiner Erhebung gewesen sein, und wenn er später für gut hielt, andere Wege zu gehn wie sie, so soll das Undank gewesen sein. Abgesehn davon, daß Frau von Maintenon, wenn

man ihr Verhalten gegen ihre frühere Gebieterin, die Herzogin von Montespan, beurtheilen will, selbst entschieden des Undanks beschuldigt werden muß, so wird jeder Einsichtsvolle zugeben, daß der Verfasser des Buchs über „weibliche Erziehung" kaum einer fremden Empfehlung zu einem Erzieheramt bedurfte. Im Gegentheil anstatt Undank zu üben, hat Fénélon vom Versailler Hof nur Undank erfahren, und die Schuld daran trug zum großen Theil gerade Frau von Maintenon. Uneigennützig in Bezug auf seine eigne Person, war Fénélon im höchsten Grade freigebig gegen Bedürftige. Die beständigen Kriege hatten zur Folge, daß unglaublicherweise in Versailles oft das Geld für die laufenden Bedürfnisse fehlte, die Staatscasse war leer und Fénélon blieb ohne Gehalt. Anstatt, wie es andere machten, für alle Fälle eine fette Pfründe sich durch die Gnade des Königs zu verschaffen, ließ er sich genügen an dem ihm gleich anfangs ertheilten Priorat von Carenac. Mit vielem Humor schildert er seinen ersten Besuch daselbst, wie die einfältigen Leutchen ihm ihre Ehrenbezeugungen dargebracht und mit stark durch die biblische Geschichte gewürzten Reden ihn begrüßt. Mit Widerstreben hatte er sich der damals herrschenden Sitte unterworfen, nach der am Hof angestellte Theologen durchaus auch eine Pfründe auf dem Lande innehaben mußten. Von seinen Carenac'schen Revenüen überließ er einen guten Theil den dortigen Armen, zum andern Theil unterstützte er die Tochter

seines väterlichen Freunds Anton Fénélon, die Frau von Lawal. Für sich lebte Fénélon sehr mäßig und schlicht und vermied allen Aufwand. Seine Erziehungsmethode erregte Aufsehn, man erkannte, welch ein pädagogisches Genie er sei, und um seine Verdienste zu würdigen, ernannte die Akademie von Paris ihn zum Mitglied. Beim Ballotement fanden sich zwei schwarze Kugeln. Bergeret, der Director der Akademie begrüßte seinen Eintritt mit einer Rede. Fénélon antwortete. Nachdem er das Leben seines Vorgängers Pélisson geschildert, sagt er, „damit seine ganze Tugend offenbar werden konnte, fehlte ihm nur Unglück, und es sollte ihn treffen!“ Mit diesen Worten schien Fénélon sein eignes Schicksal prophetisch vorauszuverkünden. Ueber schönen Styl sagt er in dieser Rede: „Man hat die Schönheiten der Rede den Schönheiten der Architectur verglichen und gesagt, die kühnsten Werke sind nicht immer die schönsten. Und das ist wahr. Daher darf ein schöner Bau Nichts an sich tragen, was nur zum Schmuck dient, sondern alle Bestandtheile müssen einen Zweck haben und jeder von ihnen dabei zum Schmuck dienen.“ Die Rede wurde sehr gepriesen und über die sonst in der Akademie gehaltenen gestellt; „velut inter ignes luna minores“, urtheilt ein zeitgenössischer Schriftsteller.

Als Fénélon zum Mitglied der Akademie ernannt wurde, stand er auf dem Gipfel irdischen Ruhmes. Alles bewunderte ihn, Alles kam ihm freundlich ent-

gegen. Die einen bewunderten seinen Geist, die andern die Menge seiner Kenntnisse, jedermann staunte über seine Uneigennützigkeit, über seine Demuth. Frau von Maintenon schreibt voll Bewunderung über ihn einer Freundin: „Fénélon besitzt, was mir fehlt, Frömmigkeit!“ Er sollte ihr Rathgeber sein, sie verlangte von ihm ihre Fehler zu wissen. „Ihr Hauptfehler“, antwortet er, „ist Ihre leidenschaftliche und parteiische Vorliebe für Ihre Freunde, und Ihre Kälte und Gleichgültigkeit gegen alle, welche Ihnen nicht gleich gefallen. Beunruhigen Sie sich darüber nicht, ob jemand gegen Sie falsch ist oder es aufrichtig meint, denn wer falsch ist, glaubt es nicht zu sein; dagegen quält es die Aufrichtigen, nicht aufrichtig genug gewesen zu sein.“ Lange schwankte die Maintenon, ob sie ihn zu ihrem Beichtvater machen solle, als ihr früherer gestorben war. Es war das ein verhängnißvoller Posten. Gewiß hätte sie sich für Fénélon entschieden, denn sie begünstigte ihn auffallend, wenn er bereit gewesen wäre, ihr zu dienen. Sie wollte nicht bloß Königin sein sondern auch Königin heißen, und niemand war dabei so zu brauchen wie der von allen, selbst vom Könige wie ein Heiliger verehrte Fénélon. Er ging ihr vorsichtig aus dem Wege. Der König gedachte plötzlich seiner Verdienste, ernannte ihn zum Abbé von St. Valery und machte ihm gleichzeitig seine Entschuldigung, daß er nicht schon früher sich gegen ihn erkenntlich gezeigt. Fünf Jahre

waren am Hofe glücklich verlebt worden, jetzt trat unerwartet eine Trübung ein. Der eigentliche Grund, weshalb sich die Stimmung gegen Fénélon wandelte, liegt nicht zu Tage. Es mag sein, daß Fénélons Frömmigkeit, so interessant sie anfänglich erschien, auf die Dauer dem entsittlichten Hof lästig wurde. Jedenfalls war mit einem Male der König ihm entschieden abgeneigt und konnte sich ihm nie mehr zuwenden.

Es heißt, als Frau von Maintenon immer unverhohlener in den König drang, sie zur rechtmäßigen Königin zu erheben, habe er sich an seinen Beichtvater La Chaise zu wenden versprochen. Dieser gewandte Mann hatte ihn von der Montespan befreit, vielleicht konnte er aus dieser Verlegenheit heraushelfen. In einer so wichtigen Angelegenheit, erklärte La Chaise, vermöge er selbst nicht zu entscheiden, man müsse ihm gestatten, sich bei einem andern Raths zu holen. Der König, welcher fürchtete, die Sache möge ruchbar werden, wollte nicht, daß man ein solches Geheimniß jemanden anvertrauen solle; wie aber der Beichtvater Fénélon nannte, war Ludwig damit zufrieden und schickte nach ihm. Als Fénélon erfuhr, um was es sich handle, war er sehr erschrocken. „Was habe ich euch, mein Vater, gethan", sagte er zu La Chaise, „daß ihr mich verderben wollt?" Beim König angelangt, warf er sich ihm zu Füßen und bat, daß er ihn nicht ins Unglück stürzen möge. Der König versicherte, die Antwort nie jemanden mit=

theilen zu wollen, und entdeckte darauf sein Anliegen. Fénélon sprach hierauf zu ihm als ein ehrlicher Mann und rieth ihm, wie einst Louvois es gethan, entschieden ab. Seine Worte waren nicht wirkungslos, der König gab die Pläne der Maintenon auf immer auf. Obgleich nur einige Wochen seit Fénélons Ernennung zum Abbé von St. Valery verflossen waren, machte der König ihn zum Erzbischof und Herzog von Cambray.

Diese großen Gunstbezeugungen des Königs veränderten Fénélons Stellung ganz und gar; hatte man ihn bis jetzt bewundert, fing man nun an, ihn zu beneiden. Hätte Fénélon selbstsüchtige Pläne verfolgt, er hätte seine Macht zum Untergang seiner Feinde benutzen können. Er vergaß aber nie, daß er ein Priester, ein Diener Gottes war. So handelte er immer uneigennützig und edel, wodurch er seinen Feinden Raum und Gelegenheit ihn zu verdächtigen gab. Sein Freund Bossuet sah sich von ihm durch Fénélons Ernennung zum Erzbischof überholt und fing an ihm heimlich zu grollen. Der König fühlte sich gekränkt, als Fénélon bei seiner Ernennung zum Erzbischof anfänglich erklärte, er könne diese Stellung nicht annehmen, so lange er Erzieher des Prinzen sei und daß er, als der König ihm zugestand, 9 Monate in Cambray und nur 3 in Versailles zubringen zu dürfen, das Erzbisthum annahm, aber die Abtei St. Valery wieder zurückgab. Die Maintenon

sah auf ihn mit Aerger, weil sie ahnte, daß er es war, der ihre Pläne durchkreuzt. De Marais, Bischof von Chartres, wurde jetzt ihr Beichtvater. Alle Günstlinge des Hofs blickten auf Fénélon mit sichtbarem Verdruß, er hatte den glänzendsten Beweis aufrichtiger Uneigennützigkeit gegeben und besaß doch das einflußreiche Amt eines Prinzenerziehers und ein Erzbisthum, das ihn zum Pair von Frankreich mit 50000 Thlr. jährlicher Einkünfte machte. Es fehlte nur die Gelegenheit, um seine Ungnade herbeizuführen. Diese Gelegenheit bot sich dar durch den hereinbrechenden kirchlichen Streit.

Siebentes Capitel.

Frau von Guyon.

Fénélon sollte in das Schicksal einer Frau verwickelt werden, die er früher nur einmal flüchtig gesehn. Jeanne Marie Bouvière de la Mothe, spätere Guyon, war in Montargie, wo Fénélon auf seiner Bekehrungsmission in Poitou in ihrem Hause gewesen, den 13. April 1648 geboren. Früh verheirathet und nach kurzer Ehe wieder verwittwet, stand sie in ihrem achtundzwanzigsten Jahr allein im Leben da. Von Jugend auf durchglühte sie eine aufrichtige bis zur

Leidenschaft sich steigernde Frömmigkeit. Alles wurde ihr in ihrem Leben zu einer göttlichen Fügung. Weil ihre unabhängige Stellung es ihr gestattete, konnte sie ganz ihrem religiösen Triebe sich hingeben, ja sie sah es als ihre heilige Pflicht an, für Verbreitung ihres inneren christlichen Lebens thätig zu sein. In dieser ihrer Thätigkeit, ohne männliche Leitung und männlichen Schutz, gerieth sie, trotz ihrer lauteren Anschauungen und edlen Begabungen, in die ärgsten Verwickelungen und die schmerzlichsten Schicksale. Sie hatte ein richtiges Verständniß für die Glaubensarmuth und Verweltlichung, in der sich die französische Kirche damals befand. Sie wollte in ihr lebendiges Christenthum wieder herstellen durch Erweckung zu einem heiligen Lebens- und Liebesverhältniß des Christen zu seinem Heiland Christus und durch Zurückführung der Kindererziehung auf christliche Grundsätze. In diesen beiden Punkten war sie Fénélon ähnlich; beide neigten mit ihren Ansichten zum Mysticismus, aber ohne in die Verirrungen des Michael Molinos zu verfallen. Wenn man Stellen aus Fénélon und Stellen aus den Schriften der Frau von Guyon vergleicht, ist man erstaunt über die zuweilen wörtliche Uebereinstimmung. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß, als sie zusammentrafen, sie sich von einander lebhaft angezogen fühlten. Sie besaß ein Verständniß für sein Wesen, für seine Begabung, wie kaum eine andere ihm begegnende Persönlichkeit. Das mußte er bemerken

und es konnte ihm nicht verborgen bleiben, wie in ihr ähnliche Gedanken, ähnliche Bestrebungen sich regten, wie er sie besaß.

Ehe diese Frau an den Pariser Hof kam, hatte sie bereits mannigfache Schicksale gehabt. Vom Bischof von Genf war sie nach Gex wegen ihrer Frömmigkeit zu einer ähnlichen Arbeit gerufen worden, wie sie Fénélon bei den Nouvelles Catholiques besessen. Sie sollte daselbst die Erziehung junger convertirter Katholikinnen leiten. Der Zufall wollte es, daß sie daselbst mit einem Barnabiten, Lacombe, zusammentraf. Diesen Zufall nahm sie für eine besondere göttliche Fügung. Vor zehn Jahren hatte sie das letzte Mal Lacombe gesehn und hier, fern von ihrer früheren Umgebung, traf sie ihn wieder. Und Lacombe besaß solch ein Verständniß für ihre Anschauungen. War da dieses wiederholte Zusammentreffen nicht ein deutlicher Wink, daß sie sich von jetzt an von diesem Geistesverwandten nicht trennen dürfe. Sie schloß mit Lacombe ein Bündniß, mit dem Zweck, gemeinschaftlich mit ihm das erstrebte Ziel der Neubelebung der Kirche zu verfolgen. Um den Befehl Christi wörtlich zu erfüllen und ganz in seinen Dienst zu treten, entschloß sie sich, ihres Reichthums sich zu entledigen. Sie entsagte einem Vermögen von 40,000 Livres zum Besten ihrer Kinder und behielt sich nur eine kleine Rente für ihre nothwendigsten Ausgaben vor. Obgleich sie es damit so gut gemeint, begann mit diesem

Schritt für sie die Verfolgung der Welt. Man war im Institut, an dem sie diente, unzufrieden und erzürnt, daß sie ihr Vermögen nicht dieser Anstalt vermacht. Um sein Mißfallen zu zeigen, entließ der Bischof den Barnabiten Lacombe. Frau von Guyon geht arm und verachtet mit Lacombe in die Welt hinaus. Sie gelangen nach Thonon, wo die Guyon ins Ursulinerkloster sich zurückzieht und ihre Zeit ganz ihrem Schüler Lacombe widmet, um ihm ihre Lehren einzuprägen. Dieser treu ergebene Schüler hat bei ihr ausgeharrt unwandelbar und dafür Gefängniß und zuletzt Wahnsinn erduldet. Man hat ihr Verhältniß zu diesem Manne verdächtigen wollen, aber alle Nachreden ihrer Feinde haben sich als ungegründet erwiesen. Ihr Plan war, ihre Lehre von der reinen Liebe zur Befruchtung der Kirche zu verbreiten. Sie reiste im südlichen Frankreich viel umher und lehrte nicht ohne Erfolg. Sie hielt in Grénoble religiöse Zusammenkünfte, gab hier heraus die „Kurze und leichte Anleitung zum Gebet", ein Büchlein voll wahrer Frömmigkeit und echt geistlicher Salbung. Sie besuchte Lacombe in Verceil, wo dieser mit vielem Erfolg predigte, und ging über Lyon nach Turin. In Lyon fand sie einen für ihre Wirksamkeit sehr geeigneten Boden; in der Freudigkeit über das Gelingen ihrer Mission schrieb sie die „Mystische Erklärung des Hohenliedes" und ließ dieselbe drucken. In Turin fand sie herzliche Aufnahme bei einer Jugendfreundin,

der Frau des ersten savoyischen Ministers. Schöne Tage geistlicher Gemeinschaft verbrachte sie in diesem Freundeskreise. Ihre Freundin in Turin sollte noch oft Gelegenheit finden, der Guyon in ihrem bewegten Leben Beistand zu gewähren. Aus Turin kehrte sie nach Grénoble zurück, stärkte und erhob ihren dort lebenden Freundeskreis und begab sich von dort endlich im Jahr 1687 nach Paris.

Unter den Schriften der Frau von Guyon verdient namentlich ein Buch über Kindererziehung ungetheiltes Lob. Sie verlangt eine streng christliche Erziehung und versteht die Anwendung derselben auf die natürlichen Anlagen und Eigenthümlichkeiten des Kindes in sehr lehrreicher Weise zu entwickeln. Auch hat sie eine Anleitung zum wahren Christenthum geschrieben, die voll des ernstesten und schönsten Christenthums ist. Sie behandelt einzelne Schriftstellen, die sie in einer gewissen innern Reihenfolge ausgewählt. In diesen Betrachtungen, die nicht von aller Wiederholung frei sind, kommen manche tiefe und schöne Gedanken vor.

Der Guyon Entschluß, mit Lacombe nach Paris zu gehn, war eine große Kühnheit. Bei ihrem Wirken in der Provinz hatte sie sich neben manchen Freunden auch viele Feinde gemacht. Der letzteren Briefe folgten ihr nach Paris und verdächtigten sie der ärgsten Ketzerei. Der damalige Erzbischof von Paris, de Harlay, keine theologische Größe, sondern, wie in den Me=

moiren der Frau von Maintenon behauptet wird, ein ganz weltlicher Mann, der um so mehr sich vor dem Ruf der Laxheit gegen Ketzerei fürchtete, erließ sofort einen Haftbefehl gegen den Barnabiten Lacombe auf Grund der von diesem publicirten Schrift: „Auseinandersetzung des innerlichen Gebets". Eine Lettre de Cachet des Königs verurtheilte den armen Mönch zur Klosterhaft und warf ihn später in die Bastille. Man verlangte von ihm Widerruf seiner Schrift, und als er sich dessen weigerte, wurde er aus der Bastille fort auf die ferne Insel d'Oléron und endlich ins Schloß Lourdes in den Pyrenäen deportirt. Dort lebte der unglückliche Mönch noch im Jahre 1698. Frau von Guyon ging es anfänglich nicht viel besser. Man arretirte sie nach ihrer Ankunft in Paris, brachte sie bei den Schwestern der heiligen Maria unter, und ein Examen begann. Trotz alles Hin- und Herfragens brachte man aus ihr keine wirklichen religiösen Irrthümer heraus. Im Gegentheil, was sie sagte, war durchweht von anziehender, tiefer Frömmigkeit, sie schien in ihren Anschauungen zu leben, und bereit für ihre Liebe zu Christo zu sterben. Man fing an von der frommen Frau in den Hofkreisen zu reden. Frau von Maintenon hatte eben das Mädcheninstitut von St. Cyr gegründet. Die Oberin dieser Anstalt, Frau von Maisonfort, war mit Frau von Guyon verwandt. Sie war so edel, dieser Verwandtschaft sich zu erinnern und für die bedrängte Wittwe bei der mächtigen

Freundin des Königs ein gutes Wort einzulegen. Eine Hofdame, Frau von Miramion, wurde abgeschickt, mit Frau von Guyon zu sprechen, und kehrte voll Bewunderung über ihren Geist und mit dem größten Lob ihrer Frömmigkeit zurück. Auch Fénélon theilte mit, er habe während seines Aufenthalts in Poitou von dieser Frau in Montargis das allergünstigste Urtheil vernommen. Sie sei berühmt gewesen durch ihre große Wohlthätigkeit und beispiellose Frömmigkeit. Die Herzogin von Béthune, die ebenfalls einst bei der Guyon in Montargis gastliche Aufnahme gefunden, war ihres Lobes voll. Man nahm allgemeinen Antheil an der bedrängten Unschuld und dem traurigen Schicksal dieser Frau. In Folge der Bitten ihrer besorgten Freundinnen erwirkte Frau von Maintenon die Freilassung der Guyon unter der Bedingung: daß dieselbe ihre Bücher freiwillig verbrennen werde, wenn man sie ihrer Irrthümer überführt hätte. — Die Maintenon pflegte Alles, wofür sie sich interessirte, mit größter Lebhaftigkeit zu betreiben. Die Guyon wurde geradezu ihr Günstling. Sie führte sie in den Kreis beim Herzog von Beauvillier ein und man bewunderte daselbst die Befähigung der Guyon, religiöses Leben zu wecken und zu nähren. Die Maintenon drängte die fromme Frau endlich, eine Anstellung als Erzieherin in St. Cyr anzunehmen.

Achtes Capitel.

Fénélons Verwicklung in die Schicksale der Frau von Guyon.

Beim ersten Zusammentreffen mit der Guyon brachte Fénélon ihr nur sein allgemeines Wohlwollen entgegen. Wie sollte er mit seinem theilnehmenden Herzen nicht auch ihr, der bedrängten Jüngerin Christi, freundlich begegnen. Er war jedoch Hofmann genug, um nicht jedermann seine Aufmerksamkeit bei der ersten Bekanntschaft zu schenken. „Er gehörte“, sagt ein feindlich gesinnter Zeitgenosse von ihm, „zu jenen seltsamen Menschen, die mehr bewundert als respectirt werden müssen, denen man nachzuahmen verzweifelt und denen zu gleichen man noch unzufriedener wäre. Niemals hat ein Mann mehr widersprechende Eigenschaften, mehr unberechenbare Eigenthümlichkeiten in sich vereinigt; fähig Alles zu wünschen, aber auch Alles zu verachten; immer erregt, immer ruhig, ohne sich in Etwas zu mischen und doch in Alles eindringend; ein Zögling von St. Sulpice, ja ein Missionär und doch ein Hofmann, geeignet die hervorragendsten Rollen zu spielen und doch fähig in der Verborgenheit zu leben; Allem gewachsen und noch mehr sich selbst Allem gewachsen fühlend; ein veränderliches Genie, das da verstand alle Charactere an sich zu nehmen,

ohne jemals seinen eignen Character zu verlieren, er herrschte durch seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit weit mehr als durch die Ueberlegenheit seiner Talente; die reizendsten Dinge sagte sein Mund, seine Hand aber konnte Stachel bergen."

Einem solchen Manne hätte sich die Guyon nicht nähern dürfen, wenn nicht die Herzen beider durch eine unsichtbare Macht zu einander hingezogen worden wären. Ueber die Jahre, in denen natürliche Liebesneigung die Herzen verbindet, waren Fénélon sowohl als auch Frau von Guyon längst hinaus. Dennoch verband sie eine Art geistlichen Liebeszaubers. Ein Mann wie Fénélon, voll Frömmigkeit, voll aufrichtiger Hingabe für das Christenthum, dessen Bischof er war, solch ein Mann mußte eine Frau, wie die Guyon war, anziehn. In ihrer absonderlichen mystischen Sprache sagt sie: „Als ich, nach meinem Ausgang aus dem Kloster der Jungfrauen von der heiligen Maria, reden hörte von dem Herrn von Fénélon, so hatte ich gleich vieles mit ihm zu thun in meinem Gemüth mit ungemeiner Kraft und Lieblichkeit. Es dünkte mich, mein Heiland vereinigte sich ganz innigst mit ihm und mehr als mit einem Andern. Es wurde in mir eine Einwilligung von mir verlangt: ich gab sie, und da schien es mir, als würde er mir zum geistlichen Sohn gegeben. Ich hatte Gelegenheit, den folgenden Tag ihn zu sprechen, da ich denn innerlich spürte, daß ihn dieser erste Zuspruch noch nicht ver-

gnügte und er mich noch nicht fassen konnte. Ich merkte etwas, ich weiß nicht was, in mir, das mir ein sehnliches Verlangen gab, mein Herz in das seinige auszugießen; aber ich fand noch keine innerliche Gegenbezeugung in ihm, welches mir denn viel zu leiden machte. Die Nacht hindurch mußte ich um seinetwillen ungemein viel ausstehen. Den Morgen darauf sprach ich ihn, und wie wir eine Weile ganz stille beisammen gesessen, da klärte sich das Gewölk im Gemüth ein wenig auf, aber er war noch nicht so, wie ich ihn gerne gehabt hätte. Ich litt noch ganze acht Tage, wo ich mich dann sofort ohne welche Hindernisse mit ihm vereinigt fand, und von der Zeit finde ich immerfort, daß die Vereinigung zunimmt auf eine lautere und unaussprechliche Weise. Es dünket mich, meine Seele habe eine unaussprechliche Gleichheit mit der seinigen, und die Worte, die von David und Jonathan (1 Sam. 18, 1) stehn, daß seine Seele wäre mit der Davids fest zusammengeleimt gewesen, dünkten mich sehr auf unsere Vereinigung zu passen. Der Herr gab mir einzusehn, was für große Dinge er mit diesem Manne vorhabe und wie er ihm so lieb und werth sei."

Wenn Fénélon später durch das Schicksal der excentrischen Frau in einen Kampf hineingezogen wurde, der für ihn verhängnißvoll war und ihn in Ungelegenheiten mannigfachster Art versetzte, so wurde die Berührung mit dieser Frau ihm dennoch zur

Veranlassung, gerade die bedeutendste Seite seiner Begabung auszubilden. War er von Natur bereits zu einer tieferen Auffassung des Christenthums geneigt und besaß er die philosophische Begabung, das unsichtbare Walten im Gemüthsleben des Menschen aufzudecken und die Wirkungen der Gottesmacht in allen geistigen Erscheinungen nachzuweisen, so führten ihn die Forschungen über die angeblichen Irrthümer der Guyon zur Erkenntniß, daß bei allen großen Gottesmännern, bei allen Vätern der christlichen Kirche, das innere fromme Gemüthsleben, der innere Umgang mit Gott und das daraus gewonnene gute Gewissen der Mittelpunkt ihres Christenthums gewesen sei.

Die Kühnheit, mit der die Guyon Fénélon für sich in Anspruch nahm, die Aufrichtigkeit, mit der sie ihre Anhänglichkeit an ihn bekannte, die Entschiedenheit, mit der sie sein Gerechtigkeitsgefühl und seine Wahrheitsliebe anrief, zog Fénélon trotz all seiner Vorsicht auf ihre Seite. Und Fénélon gab sich ihrem Einfluß um so leichter hin, als er ihr Streben als ein durchaus lauteres, von aufrichtiger Frömmigkeit geleitetes erkannte. Gottes Führungen sich zu überlassen mit einem ergebenen und demüthigen Herzen, sich ruhig zu Gott zu halten auch in den größten äußerlichen Verwirrungen, sich zu verschließen gegen grobe Finsterniß oder falsche Lichter, die von außen eindringen, das war die Anschauung vom Zweck des Christenthums, in welcher Fénélon und Frau von Guyon zusammentrafen.

Wenn sich Fénélon ohne äußere Veranlassung vielleicht nicht so rasch entschlossen hätte, das ausdrücklich in einer Schrift als die von jeher allen heiligen Vätern eigene christliche Anschauung nachzuweisen, so war er nichtsdestoweniger von jeher dieser Vorstellung vom wahren Christenthum ergeben. Ist diese Vorstellung vom Christenthum falsch, falsch, trotzdem daß alle namhaften Kirchenlehrer früherer Zeiten ihr beipflichten, dann haben auch Fénélon und Frau von Guyon gefehlt und es giebt ein Christenthum, das auf etwas anderem als auf der Zukehr des Herzens zu Gott beruht.

Frau von Guyon pflegte in ihrer leidenschaftlichen Art, was sie sagte, nicht immer genau abzuwägen. Es verbreitete sich das Gerücht, sie hätte den jungen Mädchen in St. Cyr gesagt: die Freiheit der Kinder Gottes bestände darin, daß sie sich zu Nichts zu zwingen brauchten. Der zelotische Bischof von Chartres, de Marais, nahm an dieser Aeußerung Anstoß. Sein Christenthum bestand in Selbstpeinigung und Strenge, er gab etwas darauf, sich zu kasteien, arm und dürftig in einer Zelle zu leben. Er machte Frau von Maintenon auf die Gefahr aufmerksam, in welche die Guyon St. Cyr durch ihren Aufenthalt brächte. Die Maintenon, bei ihrer großen Neigung sich in kirchliche Angelegenheiten zu mischen, machte viel Wesens von dieser Mittheilung; sie zog ihre beliebtesten Hoftheologen zu Rath. Die Stimmung derselben war

ohnehin gegen die Guyon gereizt, weil sie Fénélon, das neu sich erhebende Gestirn bei Hof, so sehr bewunderte, ihm so sehr beipflichtete. Als Bossuet gefragt wurde, stimmte er dem Bedenken de Marais' bei. Das Gleiche thaten Noailles, Bischof von Chalons, und Tronson, Prior von St. Sulpice. Auch Fénélon konnte solche Aeußerungen nicht billigen; in seiner Milde meinte er jedoch, daß durch strenge Aufsicht man jede Gefahr vermeiden könne, namentlich, wenn man den St. Cyr'schen Mädchen der Guyon Schriften fortnähme. Weil er wußte, wie rasch am Hofe sich Gerüchte erheben, hatte er die Guyon, deren ungewöhnliches Wesen leicht Anstoß geben konnte, schon lange gewarnt. Ja, um ihren Ruf gegen jede Verleumdung zu schützen, hatte er sie aufgefordert, sich an den allgemein als orthodox anerkannten Bossuet zu wenden, ihm ihre Schriften vorzulegen und ihn mit den Schicksalen ihres früheren Lebens bekannt zu machen. .Sie hatte das mit der größten Offenheit gethan. In Folge dessen hatte Bossuet mit ihr auch ein Examen veranstaltet (am 30. Januar 1694, im Local der Schwestern des heiligen Sacraments). Er war befriedigt durch ihre Antworten, reichte ihr das heilige Abendmahl und entließ sie mit der Ermahnung, hinfort ein geordnetes Leben zu führen. Auf diese Weise wäre alles Mißtrauen gegen die Guyon beseitigt und ihr Ruf durchaus hergestellt gewesen. Es hatte aber das Examen einen andern

Erfolg, als man erwartete. Anstatt ihre Unschuld zu beweisen, machte das Examen den Eindruck einer Bekehrung und die Annahme zum Abendmahl erschien als eine der Guyon zu Theil gewordene Vergebung früherer Irrthümer. Sie war also doch eine Ketzerin, wenn auch eine bekehrte und zu besseren Anschauungen gelangte. Anstatt in ihrem Ansehn wieder hergestellt, kam sich die Guyon erst recht compromittirt vor. Sie schrieb daher an Frau von Maintenon und richtete an dieselbe die Bitte, ein Schiedsgericht zu erwählen, halb aus geistlichen, halb aus weltlichen Gliedern, das über ihre Lehre, sowie über ihr Leben aburtheilen solle. Natürlich ging Frau von Maintenon darauf ein; alle geistlichen Streitigkeiten konnten ihres Schutzes gewiß sein. Die Guyon sollte selbst sich die geistlichen Schiedsrichter wählen. Ihre Wahl traf solche Männer, die weder zu ihren ausgesprochenen Gegnern noch auch zu denen gehörten, die man, wie Fénélon, für ihre Anhänger und Freunde hielt. Bossuet, Noailles, Tronson waren die Schiedsrichter, die sich zu ihren Conferenzen in Issy versammelten. Mittlerweile verurtheilten de Marais und Harlay die Schriften Lacombe's und der Guyon und verboten das Lesen derselben in ihren Diöcesen. Nebenbei sollte die Conferenz, auf Anrathen der Maintenon, auch den Beschützer der Guyon, Herrn von Fénélon, zu Rathe ziehn, damit derselbe, wie sie meinte, dadurch aller Ketzerei entfremdet werden möchte. So entwickelte

sich zwischen Bossuet und Fénélon eine Correspondenz, welche mit Entzweiung beider Männer endete.

Bossuet und Fénélon studirten beide emsig die Mystiker, um in der Sache ein richtiges Urtheil zu treffen. Von beiden erschien eine Publikation, deren Resultate so verschieden waren, daß Bossuet sich auf immer von Fénélon entfremdete. Bossuet war nicht so gründlich, nicht so belesen wie Fénélon; so beschuldigte er die Mystiker derartiger Irrthümer, die ihnen Fénélon unmöglich Schuld geben konnte. Fénélon war dagegen so gerecht, beim Studium der Mystiker gefundene Wahrheiten auch als solche anzuerkennen und den verketzerten Männern die Ehre der Rechtfertigung zutheil werden zu lassen.

Bossuet war bei aller geistigen Größe von leidenschaftlicher Voreingenommenheit nicht frei; sein Ehrgeiz, als die Säule der Rechtgläubigkeit, war in Anspruch genommen; er wollte an den Mystikern Ketzerei finden und fand sie. Diese einseitige Parteinahme zwang Fénélon, in seiner Rechtfertigung der heiligen Väter so erschöpfend und so unparteiisch zu sein, wie möglich. Er konnte aus Gewissenhaftigkeit mit den Resultaten Bossuets nicht einverstanden sein, sondern mußte ihm entgegentreten. Die anderen Glieder des Schiedsgerichts bewirkten ein Compromiß: 34 in Issy abgefaßte Artikel wurden von den drei Schiedsrichtern und auch von Fénélon unterzeichnet. Die Guyon nahm diese Artikel an, unterwarf sich

mit großem Kummer der Verurtheilung ihrer Bücher, erklärte, daß sie nie die Absicht gehabt, der rechtgläubigen katholischen Kirche zuwider zu handeln, und Bossuet gab ihr eine schriftliche Rechtfertigung in die Hand. Es hatte viel Mühe und Arbeit gekostet, so weit zu kommen, und doch sollten alle diese Anstrengungen auch wieder vergeblich sein und die Frau von Guyon wurde trotzdem nicht gerettet. Es war eben ein ungleicher Kampf; die Gegner der Guyon waren Partei und Richter zugleich, und hinter ihnen stand die Maintenon mit ihrem Einfluß auf den König und seine Macht.

Frau von Guyon wagte es, ihren Siegespreis für ihren Widerruf und die Aufopferung ihrer Bücher zu benutzen. Sie ließ Copieen von Bossuets Rechtfertigungsschreiben abfassen und verbreitete sie unter ihren Freunden. Das war dem Bischof von Meaux bereits zu viel. Er hatte sie aus Meaux am 9. Juli 1695 fortziehen und in die Bäder von Bourbon gehen lassen. Jetzt bedauerte er beides, ihr ein Attestat ausgestellt und sie freigelassen zu haben. Er verlangt das Certificat zurück, zürnt über Fénélon, als hätte derselbe ihn überlistet und Alles angestiftet, um die Guyon in Sicherheit zu bringen. In seiner Erbitterung brach Bossuet jetzt auf immer mit Fénélon.

Das laufende Jahr war sehr ereignißreich; im Februar war Fénélon zum Erzbischof von Cambray ernannt und von Bossuet dazu unter Assistenz der Bischöfe von Chalons und Amiens geweiht worden;

im März erfolgte die Unterzeichnung der Issyer Artikel und die öffentliche Verurtheilung der Guyon'schen Schriften in den Diöcesen von Meaux, Chartres, Chalons. Am 6. August starb der Erzbischof von Paris, de Harlay, am Schlage. Sein Nachfolger wurde, auf Anrathen der Maintenon, Noailles, bisheriger Bischof von Chalons, — ein Kirchenfürst, der, ähnlich wie Fénélon, dazu bestimmt war, viel um der Wahrheit willen zu leiden.

Bossuet benutzte den Wechsel, der an Stelle des widerspenstigen de Harlay den befreundeten Noailles auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris gebracht hatte. Die Guyon wurde am 24. December auf Bossuets Verlangen wieder gefangen genommen und in den Schloßthurm von Vincennes eingesperrt. Wieder begann ein Examiniren, dies Mal durch die Polizei; es schien, als wollte man jetzt vor allen Dingen von ihr etwas über ihr Verhältniß zu Fénélon erfahren, was letzteren compromittiren könnte. Wieder hält man eine Conferenz in St. Cyr im Februar 1696; die Guyon unterschreibt eine neue Declaration, in der sie ihre Irrthümer abschwört, und kann jetzt nach achtmonatlicher Haft das Gefängniß verlassen und wird einstweilen in Vaugirard internirt.

Die Angriffe gegen die Guyon waren erschöpft, man fing jetzt an, den Kampf ausdrücklich gegen ihren mächtigen Beschützer, gegen Fénélon, zu richten. Man beschuldigte Fénélon geradezu, mehr als Freundschaft

für die Guyon empfunden zu haben. Um diese Verdächtigung von sich zu weisen, mußte er sogar der Maintenon es ausdrücklich schreiben, daß er nie an der Guyon ein natürliches Wohlgefallen gehabt, ja nie an ihr etwas besonders Ungewöhnliches gefunden. Er muß ihr schreiben, was der eigentliche Grund aller Feindschaft gegen ihn sei, das, was die heilige Therese bereits gesagt, nämlich daß Beichtväter nur zu leicht ihre Leute ärgern. Er beschwört sie: warum verschließen Sie denn Ihr Herz gegen uns, wie wenn wir eine andere Religion besäßen als Sie.

Neuntes Capitel.

Das Buch: „Erklärung der Regeln der Heiligen" und Fénélons Quietismus.

Die Verhandlungen in Issy hatten zwischen Bossuet und Fénélon eine immer wachsende Verstimmung hervorgerufen. Bossuet konnte es nicht ertragen, daß jemand mit den Schriften der Kirchenlehrer genauer bekannt war als er. Um den Irrthum der Guyon aufzudecken, hatte er die Schriften der Mystiker durchforscht und seine Resultate in einer Schrift: „Instruction

sur les états d'oraison" zusammengefaßt. Er schickte das Manuscript Fénélon, damit derselbe es unterzeichne. Fénélon that es nicht, sondern ließ, noch ehe Bossuets Schrift an die Oeffentlichkeit gelangt war, seine „Explication des maximes des saintes" im Druck erscheinen. Dieses Verfahren und der Inhalt dieses Buches machte Bossuet zum unversöhnlichen Feinde und Verfolger Fénélons. Bossuets „Instruction sur les états d'oraison" erschien erst einen Monat später und verfehlte seine Wirkung, da Fénélons Publication bereits allgemeines Aufsehen erregt hatte.

Das Buch Fénélons: „Explication des maximes des saintes" („Erklärung der Regeln der Heiligen") war zunächst zur Ehrenrettung der Guyon abgefaßt worden. So sehr er die Ausschreitungen dieser Frau mißbilligte, erkannte er in ihrem Wesen doch das Streben nach wahrer Frömmigkeit und eine Fülle christlicher Erkenntniß. Das, war seine Ansicht, mußte anerkannt werden, durfte wenigstens von der Kirche Christi selbst nicht Mißachtung erfahren. So unternahm er es, in dem angeführten Buch den Nachweis zu liefern, daß die von der Guyon geforderte Liebe zu Gott der Kern christlicher Erkenntniß und Frömmigkeit bei den heiligen Männern der Kirche zu allen Zeiten gewesen sei. Fénélon spricht sich selbst über den Zweck seines Buches in folgender Weise aus: Er habe „zur Erkenntniß führen wollen, daß die vorzüglichste christ=

liche Tugend eine Liebe zu Gott sei, welche sich völlig unabhängig erhalte von jedem Gedanken an Vergeltung. Er habe ferner zur Erkenntniß führen wollen, daß es einen Zustand dieser allervollkommensten christlichen Liebe gebe, wo diese Tugend allen andern christlichen Tugenden zuvorkommt, sie belebt, ja vervollkommnet, ohne denselben ihre besondere Veranlassung und Eigenthümlichkeit zu nehmen; und daß deshalb die von dieser Liebe Erfüllten sich in einem Zustand befinden, der frei ist von jeder lohnsüchtigen und eigennützigen Empfindung." Es sei, entwickelt er weiter, daher nothwendig, das Wesen dieser Liebe zu Gott (charité) zu bezeichnen und kenntlich zu machen. „Man müsse fünf verschiedene Arten von Liebe unterscheiden. Es giebt: 1) eine rein knechtische Liebe, die Gott iebt, um dafür von ihm gesegnet zu werden, womöglich mit irdischem Wohlergehen. So erfüllten die Juden das Gesetz, um durch Thau des Himmels und Fruchtbarkeit der Erde belohnt zu werden. 2) Eine Liebe aus böser Lust, die Gott liebt, weil er alle Glückseligkeit bewirkt, weil er das letzte Ziel ist aller selbstsüchtigen Wünsche des Menschen. Franz von Sales nenne diese Liebe geradezu eine Gottlosigkeit ohne Gleichen, und dennoch ist sie eine Species der Liebe. 3) Es giebt eine Liebe der Hoffnung, sie ist mit der vorigen selbstsüchtigen Liebe untermischt, enthält aber schon etwas von der reinen Liebe, die Gott um seiner selbst willen liebt. Noch ist aber das

Eigene die Haupttriebfeder dieser Liebe. 4) Die gemischte Liebe enthält Liebe zum Eigenen, aber bereits vorherrschend Liebe zu Gott. Schon liebt der Mensch Gott um seiner selbst willen und zieht ihn allem Anderen vor. 5) Die reine oder vollkommene christliche Liebe, sie ist ganz unintereſſirt, sie liebt Gott, auch in allen Leiden, die er Einem schickt."

Dieser Stoff ist in 45 Artikeln ausführlich abgehandelt, und jeder Artikel enthält immer zwei Theile. Der eine hebt die lautere Seite in der Lehre der Mystiker hervor, der andere beleuchtet die Verirrung. Alles war mit Belegstellen aus den Kirchenvätern versehen. —

Noch ehe er die Schrift dem Druck übergab, zeigte er sie dem Erzbischof Noailles, der einige Aenderungen vorschlug und namentlich das Weglassen der Belegstellen wünschte. Fénélon befolgte diese Andeutungen ohne jeden Einwand, so daß Noailles meinte: Fénélon habe nur einen Fehler, daß er zu bereitwillig auf die Rathschläge seiner Freunde eingehe.

Die „Regeln der Heiligen" machten sehr großes Aufsehen. Hier war wahres, lauteres Christenthum in der schönsten, klarsten Form, frei von aller schwärmerischen Beimischung, getragen von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit und wirklicher Frömmigkeit. In Paris nahm Alles für oder gegen das Buch Partei. Die gewaltsam unterdrückte evangelische Richtung in der französischen Kirche jubelte diesem Zeugniß der Wahr=

heit zu, und hoffte den Anbruch einer besseren Zeit. Die Hoftheologen fühlten sich verletzt, und Bossuet fand eine starke Partei, bereit, ihn im Kampf gegen diesen ihn überragenden Gegner zu unterstützen. Bossuet machte sich an eine strenge Untersuchung des Fénélon'schen Buchs und fand folgende Irrthümer: Erstens es sei falsch, wenn Fénélon behaupte, es gäbe schon in diesem Leben einen Stand reiner Liebe, in dem das Verlangen nach dem ewigen Heil nicht mehr stattfinde. Es sei die Behauptung falsch, daß die Seele in den letzten Prüfungen überredet werden kann, zu glauben, sie sei von Gott verdammt, und daß sie in dieser Ueberzeugung im Stande sei, ihr ewiges Heil Gott zum absoluten Opfer darzubringen. Ferner sei es falsch, zu lehren, daß im Zustand reiner Liebe die Seele gleichgültig sei gegen ihre eigene Vervollkommnung und gegen Bethätigung der Tugend, nämlich gegen Werke. Endlich erklärte er die Behauptung für irrig, daß contemplative Seelen zuweilen den scharfen, zarten, nachdenkenden Blick Jesu Christi verlieren.

Es war ein Ereigniß von merkwürdiger Vorbedeutung, daß im selben Jahr, 1697, wo seine „Regeln der Heiligen" erschienen, sein erzbischöflicher Palast in Cambrai in Flammen aufging. Fénélon war in Versailles und befand sich in lebhafter Unterhaltung, als sein Freund, der Abbé Langeron, mit der Absicht eintrat, ihm in schonendster Weise diese Hiobspost mitzutheilen. Fénélon begegnete ihm mit den Worten:

„Ich weiß Alles; es ist besser, daß das Feuer mein Haus, als die Hütte eines armen Arbeiters zerstört hat.“ Aber seine Verehrer haben diesen Verlust sehr bedauert, denn nicht bloß seine Bibliothek, sondern viele seiner eigenen Manuscripte wurden ein Raub der Flammen.

Bossuet verurtheilte in Hofkreisen auf's heftigste die Schrift Fénélons. Seine Angriffe waren so maßlos, daß Fénélon die Maintenon ersuchte, ihn anzuhören in Gegenwart des Cardinals Noailles. So fand in St. Cyr eine Conferenz statt, zu der auch Chevreuse hinzugezogen wurde. Da Noailles bereits von Bossuet gegen Fénélon eingenommen war, blieb die Conferenz resultatlos, ja die Maintenon, Chevreuse und Noailles begannen sich Bossuet ganz zuzuwenden, wodurch Bossuet Muth gewann, Fénélon einen öffentlichen Widerruf abzuzwingen. Um dem zu entgehen, erklärte sich Fénélon bereit, sein Buch dem Urtheil des Papstes zu unterwerfen, und der König gab dazu die Erlaubniß. Die Stimmung bei Hof gegen Fénélon wurde immer ungünstiger. Dem König war von jeher Fénélon unsympathisch gewesen. Vielleicht besaß Fénélon für diesen Despoten zuviel Selbstgefühl. Als daher Bossuet bei ihm mit der Bitte erschien, ihm zu vergeben, daß er ihn nicht schon früher vor Fénélons ketzerischen Ansichten gewarnt, war er entschlossen, seine ganze Macht für die Verurtheilung der „Regeln der Heiligen“ einzusetzen. Fénélon be=

dauerte nicht wenig dieses Verfahren Bossuets, er sah, daß dadurch ein friedlicher Ausgleich unmöglich wurde. Bossuet und die übrigen Herren vom Hof waren der Meinung, Fénélon habe das Buch geschrieben und verharre jetzt starr bei seiner Ansicht aus übertriebener Eitelkeit. Frau von Maintenon sah tiefer. „Fénélon meint", schreibt sie, „die Religion aufrecht zu erhalten, wenn man sie übt im Geiste und in der Wahrheit; weil es bei ihm Ueberzeugung ist, so hat man bei ihm keine Hoffnung." Selbst viele seiner Freunde wurden an ihm irre und bedauerten es, daß er ein solches Buch geschrieben hätte. Man that alles Mögliche, um ihn wankend zu machen. Tronson und de Marais sprachen die Erwartung aus, daß er seinen Brief an den Papst mit einem Widerruf begleiten werde. Noailles schrieb ihm, er möchte die von Bossuet entworfenen Bemerkungen annehmen, er müsse mehr thun als sonst, weil nicht blos Bossuet, sondern die ganze öffentliche Meinung, unzählige Doctoren, Priester und Mönche, sowie überhaupt auch allerlei weltliche Leute gegen ihn aufgebracht seien. Fénélon erklärte sich gern bereit, die Bemerkungen zu prüfen, aber sie erst dann in die Hände zu bekommen, wenn er zuvor den Widerruf geleistet, das war ihm doch zu viel, und das wurde verlangt.

Scheinbar suchten seine Gegner einen Ausgleich. Bossuet, Noailles und de Marais wollten mit Fénélon in einer deshalb zu veranstaltenden Zusammenkunft

verhandeln; aber Fénélon war es unmöglich, dort zu erscheinen, da die Drei vorher bereits, was sie mit ihm erreichen wollten, sich vorgesetzt. So mußte Fénélon mit Recht beklagen, daß eine Rechtfertigung und Auseinandersetzung ihm versagt werde. Das Concil von Trident habe Cajetan getadelt, daß er von Luther keine Erklärung und Rechtfertigung angenommen hätte, sondern unbedingten Widerruf verlangt, und doch habe Cajetan einem Häretiker gegenüber gestanden, während die Pariser Bischöfe einem rechtgläubigen, begeisterten Katholiken gegenüberstünden. Endlich als Noailles und Chartres sich unparteiischer anfingen zu zeigen, erklärte sich Fénélon bereit, an einer Conferenz theilzunehmen, aber nur unter diesen Bedingungen: 1) andere Bischöfe und Theologen müssen auch dabei sein; 2) man müsse abwechselnd sprechen, und alle Fragen und Antworten sofort aufschreiben; 3) diese Conferenz dürfe nicht als ein Examen betrachtet werden, dessen Leiter Bossuet sei. Letzterer meinte, unter solchen Bedingungen sei eine Conferenz unnütz.

Als sich so in Paris alle Verhandlungen über diese Sache zerschlugen, wandte er sich brieflich nach Rom. Er verlangte, da niemand auftreten und die Irrthümer seines Buches nachweisen wolle, während doch so viele sich herausnähmen, es zu verurtheilen, der Papst möge ihm gestatten, nach Rom zu kommen, um selbst das Buch dem Papst zur Beurtheilung zu übergeben. Zugleich richtete er ein höfliches Schreiben

an Frau von Maintenon, mit der Bitte, sein Verlangen beim König zu unterstützen. Auch seine Gegner forderten eine Entscheidung in Rom; sie erklärten laut, Fénélon sei ein Ketzer, auch er lehre wie Molinos und wie die Guyon einen ungesunden Stand beschaulicher Ruhe (Quietismus). Seine Ketzerei sei nur nicht so groß wie die der beiden vorigen, aber nicht weniger gefährlich. „Rom soll entscheiden“, riefen daher auch sie.

Zehntes Capitel.

Verfolgungen.

Eine Apotheose der reinen Liebe, die bereit ist, sich selbst hinzugeben, selbst, wenn Gott es so will, in Kreuz und Leiden, trug ihrem Verkündiger von allen Seiten Haß und Verfolgungen ein. Augustins Lehre: „Amandus est Deus pro amore ejus, ita ut, si fieri potest, nos ipsos obliviscamur“, brachte ihrem Vertheidiger fast die Märtyrerkrone ein. Aber gerade an dem Festhalten an dieser Wahrheit zeigt sich der durch und durch evangelische Sinn Fénélons. Er wußte sich in diesem Punkte eins mit den hervor=

ragendsten christlichen Glaubenszeugen, er konnte sich berufen auf Tauler, Ruysbroek, Gerson, Franz von Sales, Johannes vom Kreuz, Katharina von Genua und Andere. Er konnte für seine Ansicht Thomas a Kempis' schönes Wort anführen: „Amem te plus quam me, nec me nisi propter te." Und weil Fénélon auf diesem rechten Grunde stand, konnte er den Strömen der Trübsal, die über ihn hereinbrachen, ruhig entgegentreten. Er fand in diesem Kampf wegen des Bekenntnisses der Gottesliebe Gelegenheit, die Kraft dieser Liebe darzuthun und zu bewähren.

Den 1. August 1697 schrieb der König an Fénélon, er verbiete ihm, nach Rom zu gehen, befehle ihm dagegen, Paris zu verlassen und in seine Diöcese zurückzukehren, von wo er seine Vertheidigung nach Rom senden könne. Fénélon antwortete sofort Frau von Maintenon mit einem Dank- und Abschiedsbrief. Frau von Maintenon erkrankte, und erbittert rief der König gegen sie aus: „Wir sollen Sie also sterben sehen wegen dieser Angelegenheit?" Der König verurtheilte Fénélons Buch, die Bischöfe von Paris, Chartres und Meaux verfaßten Denkschriften zur Abwehr der Lehren in den „Regeln der Heiligen" und übergaben sie dem päpstlichen Nuntius Delphini. Fénélon rüstete sich zum Gang in die Verbannung, er hatte nur 24 Stunden Zeit, bis er Paris verlassen mußte. Er mußte scheiden von Allem, was ihm bisher lieb und theuer gewesen war. Paris war zu seiner zweiten Heimath

geworden. Wenn sein Herz auch losgelöst war von den Eitelkeiten, dem Glanz, den Genüssen des Hoflebens, so hatte sein gebildeter Geist doch Wurzel geschlagen in diesem Leben mit den hervorragendsten Geistern Frankreichs. Dichter und Denker, Theologen und Diplomaten machten den Versailler Hof zur Stätte des glänzendsten geistigen Lebens. Und Fénélon war ein Theologe, der Verständniß hatte fast für alle Gebiete des Wissens und der Kunst. Er war Dichter und Philosoph, Satyriker und Staatsmann voll begeisterter Liebe für sein Vaterland. Jetzt sollte er fort ins abgelegene, bäuerische Cambrai. Am schmerzlichsten traf ihn die Trennung von seinem Schüler. Der Prinz warf sich dem König zu Füßen und flehte ihn an, die Unschuld Fénélons nach der Reinheit der ihm zutheil gewordenen Erziehung zu bemessen. Alles war umsonst. Den Titel eines Erziehers sollte Fénélon noch behalten, aber den Hof mußte er verlassen. Es traf ihn die Ungnade des Königs härter, als er erwartet hatte. Wenn er auch nicht wie Racine deshalb starb, so bemächtigte sich seiner doch eine große Niedergeschlagenheit. Er schrieb einer Freundin in jener Zeit: „Nicht mehr lange und der trügerische Traum dieses Lebens wird sich zerstreuen, und wir werden alle vereint sein auf immer im Reiche der Wahrheit, wo nicht mehr sein wird Irrthum, Spaltung, Aergerniß, wo wir nur athmen werden Gottes Liebe, und uns gehören wird sein ewiger Friede. In

der Erwartung dessen leiden und schweigen wir gern, ja lassen uns unter die Füße treten um Jesu willen, überglücklich, wenn unsere unbekannte Persönlichkeit etwas beitragen kann zu seinem Ruhme."

In Rom herrschte der milde Innocenz XII. Als die Angelegenheit an ihn gelangte, wollte er ausweichen. Aber der König verlangte in entschiedenster Weise eine Verurtheilung des Buches. Die eingesetzte Commission kam zu keiner Entscheidung, denn viele Glieder derselben waren der Ansicht Fénélons, und seine Rechtfertigungsschriften nöthigten allen Bewunderung ab. Der Papst bat den König wiederholt, ihm eine Entscheidung zu erlassen. Bossuet urtheilte über Fénélons Vertheidigungsschriften: „Herr von Fénélon hat soviel Geist, daß man Furcht bekömmt." Haarscharf wies Fénélon nach, daß, wenn er des Quietismus für schuldig erachtet werde, Bossuet es nicht weniger sei. Man sah ein, mit der Theologie könne man Fénélon Nichts anhaben, da müsse man eine andere Waffe herausholen, und so rührte man den alten Guyonschen Handel wieder auf. Lacombe wurde aus Lourdes nach Vincennes gebracht und gezwungen, einen Brief an Frau von Guyon zu schreiben, in welchem er sie bat, ihre gegenseitigen Verirrungen einzugestehen und zu bereuen. Als die Guyon diesen Brief las, behauptete sie, Lacombe müsse verrückt geworden sein. Man brachte sie auf die Bastille. Aber sie hatte nur zu sehr Recht: Lacombe war, wie man sich überzeugte, in

der strengen Haft allerdings verrückt geworden. Bossuet ging nun so weit, in einer neuen Schrift gegen Fénélon Briefe der Guyon beizulegen, die eine große Bewunderung Fénélons ausdrückten und Bossuet als Beichtvater anvertraut waren. Zum Beweise aber, daß diese Theilnahme eine gegenseitige gewesen, war ein Brief Fénélons an Frau von Maintenon ebenfalls abgedruckt, der sich beifällig über die Guyon äußerte. Fénélons Freunde waren durch diese Art Controverse verletzt; er selbst schwieg, bis man ihm endlich eine Erwiderung abzwang. Dieses Schriftstück war wieder ein Meisterstück. Getragen vom Geiste der Milde, vernichtete es den Gegner mit Nadelstichen liebenswürdigster, aber beißendster Ironie. Die öffentliche Meinung verurtheilte diese Bossuetsche Taktik derart, daß er sie nicht mehr in Anwendung bringen durfte.

Nach fünfzehnmonatlicher Untersuchung erklärte die Hälfte der in Rom tagenden Commissionsglieder: Fénélons Buch verdiene keine Censur. Der Papst meinte milde: „Erravit Camerancensis excessu amoris Dei; peccavit Meldensis defectus amoris proximi." Paris unter dem Einfluß der Maintenon verfuhr anders, sechzig Doctoren der Sorbonne verurtheilten Fénélons „Regeln der Heiligen" als ketzerisch, und der König sandte einen Courier nach Rom mit der Forderung einer klaren Verurtheilung, und mit der Erklärung an den französischen Gesandten, den Cardinal de Bouillon, daß er für eine derartige Ent-

scheidung verantwortlich sei. Zur Demonstration gegen Rom wurde Fénélon feierlichst auch seines Titels als prinzlicher Erzieher entkleidet, seine Gemächer in Versailles und seine Pension ihm genommen.

Dem Papst blieb auf diese Weise nichts Anderes übrig als zu gehorchen und dennoch die Fénélonsche Schrift zu verurtheilen. Nachdem eine allgemeine Congregation zusammenberufen, Almosen vertheilt und in allen Kirchen Gebete um Ausgießung des heiligen Geistes abgehalteu waren, erfolgte am Donnerstag den 12. März 1699 in feierlicher Versammlung sämmtlicher Cardinäle in der Privatcapelle des Papstes auf Monte Cavallo, die Verurtheilung des Fénélonschen Buchs. Es geschah aber nicht in der Form einer vollständigen Bulle, sondern eines einfachen Breves, das überdies zum Verdruß Bossuets äußerst milde abgefaßt war.

Die Wirkung dieser Entscheidung war weitaus eine schmerzliche. Bis auf die kleine Hofpartei hatte sich fast Alles, was diesen Verhandlungen mit Aufmerksamkeit gefolgt war, theilnehmend Fénélon zugewandt. An geistiger Größe erwies er sich außer allem Zweifel seinen Gegnern überlegen, und wer ihn vielleicht für stolz gehalten hatte, hätte an seiner Mäßigung und dem Edelmuth, mit dem er seine Gegner behandelte, erkennen müssen, daß diese Leidenschaft ihm durchaus fremd sei. Als das Breve in Frankreich bekannt wurde, zeigte Fénélon das seitdem mustergültige Ver-

halten eines Katholiken. Er erließ sofort ein Handschreiben an seinen Suffragan, den Bischof von Arras, mit der Erklärung, sobald die nöthigen Rücksichten auf Frankreichs kirchliche Autonomie genommen seien, wolle er die Entschließung des Papstes in eigner Synode zum Vortrag bringen. Als man erfuhr, daß er eigenhändig dem Papste geschrieben, seine Unterwerfung mit den Worten erklärt: „Nie werde ich mich schämen, von dem Nachfolger Petri zurechtgewiesen zu werden", da war Alles von Bewunderung für ihn erfüllt, und die Krone eines Märtyrers schmückte noch mehr den allgemein verehrten Mann.

Durch die Verurtheilung des Fénélonschen Buches schnitt sich die katholische Kirche einen Lebenstrieb ab. Eine der wenigen, noch in dieser Kirche möglichen Lebensbewegungen wurde vernichtet. Der Mysticismus und die sich selbstvergessende reine Liebe waren auf den Index gekommen. Es war zu einem Unrecht gestempelt worden, in der Verborgenheit des Herzens seinem Gott zu dienen. Zugleich beraubte sie sich der Leistungen eines der hervorragendsten Glieder ihrer Gemeinschaft. Wenn Fénélon später noch allerlei schrieb, der Weiterentwickelung seiner Theorie von der reinen Liebe konnte und durfte er nicht mehr folgen; diese Hauptseite seiner Begabung sollte für die Kirche nicht mehr verwerthet werden. Er selbst schien bald nach diesem harten Schlage den alten Gleichmuth wieder gewonnen zu haben. Rührig und emsig sehen wir ihn in seinem

Berufe weiter fortarbeiten. Aber sein ganzes Wesen trägt seitdem doch nicht mehr das Gepräge voller freudiger Kraft. Man hatte ihn zu tief gedemüthigt, zu hart getroffen; solche Verletzungen hinterlassen ihre Spuren in dem Herzen. Und manche kleine Kränkungen folgten natürlicher Weise dieser Hauptdemüthigung nach. Dienstbeflissene Geistliche, die da meinten sich dadurch in die Gunst des Hofes zu stellen, ließen ihn seine Verurtheilung fühlen.

So machte ein Untergebener Fénélons, der Bischof von St. Omer, in öffentlicher Synode die Bemerkung, Fénélons Unterwerfung sei nur eine scheinbare und käme nicht von Herzen. Fénélon würdigte ihn einer ruhigen, freundlichen Antwort und erklärte, was er äußerlich ausgesprochen habe, sei auch innerlich von ihm empfunden. Hierauf machte St. Omer den verletzenden Vorschlag, auch Fénélons apologetische Schriften möchten verurtheilt werden; er drang aber mit diesem Vorschlag nicht durch. Von 16 Metropolitanversammlungen erklärten sich 8 für das päpstliche Breve, und am 14. August 1699 wurde dasselbe für die Kirche Frankreichs zum Gesetz erhoben durch König und Parlament. Fénélon sprach von der eignen Kanzel die Verurtheilung seines Buches aus.

Bei Jansenisten und Protestanten, namentlich auch in Deutschland, fand Fénélons verurtheiltes Buch großen Beifall. So erschien die „Erklärung der Regel der Heiligen“ in deutscher Sprache bereits im selben Jahr,

wo es vom Papst verurtheilt wurde, in Wesel. Die Jansenisten hätten es sehr gern gesehen, wenn Fénélon sich der Entscheidung des Papstes nicht unterworfen, sondern den Kampf fortgesetzt hätte. Der jansenistische Priester Gerberon forderte ihn geradezu dazu auf und erbot sich, in anonymen Schriften für Fénélons Ansichten aufzutreten. Fénélon hielt zu aufrichtig an seiner Unterwerfung, als daß er auf solche Vorschläge hätte eingehen können.

Großen Antheil an Fénélons speculativer Untersuchung über das Wesen der reinen Liebe nahm Leibnitz. Letzterer hatte sich mit dem gleichen Gegenstand beschäftigt, er erklärte die reine Liebe als felicitate alterius delectari, und meinte in dieser Definition die sich bekämpfenden Anschauungen von Fénélon und Bossuet richtig vereinigt, und damit die Lösung dieser Frage herbeigeführt zu haben. Wenn Fénélon behaupte, die Liebe schließe jedes eigene Interesse aus, dagegen Bossuet, das eigene Interesse sei unzertrennbar von der Liebe, so halte er, Leibnitz, dafür: die Liebe überwinde allerdings alles eigene Interesse, schließe es aber nicht geradezu aus, ein Bild von Raphael z. B. errege unsere Liebe, und doch sei in dieser Empfindung nicht der geringste Gedanke an irgend welchen Nutzen vorhanden, und andererseits könne eine durchaus lautere Liebe wohl gedacht werden, die, wenn auch kein anderes so doch dieses Interesse hat, ewig dem Subject des Liebens erhalten zu bleiben. Ob übrigens

Leibnitzens Erklärung der reinen Liebe eine erschöpfende ist, bleibt fraglich. Wenn die neuere Philosophie bei der natürlichen geschlechtlichen Liebe mit Recht das Moment der Neigung, also der Liebe, streng scheidet vom Moment des Triebes nach geschlechtlicher Befriedigung, so wird in der Liebe zu Gott auch ein doppeltes Moment unterschieden werden müssen, nämlich die auf richtiger Gotteserkenntniß beruhende, unwiderstehliche Hingabe an Gott von der berechnenden, mehr bedingungsweise sich anschließenden Anhänglichkeit an Gott. Wenn Fénélon so viele Stufen in der Liebe Gottes annahm, so geschah das, weil er einen Entwickelungsgang im Entstehen der reinen Liebe annahm, weil er überhaupt in seiner Deduction mehr psychologisch als rein philosophisch verfuhr. Als Beweis aber für die Richtigkeit seiner Annahme einer reinen Liebe kann die ganze religiöse Entwickelungsgeschichte der Menschheit dienen.

Mit Fénélons Unterwerfung war der Kampf um die reine Liebe zu Ende. Obgleich Bossuet in öffentlicher Versammlung vieler Geistlichen erklärt hatte, die Guyon sei völlig unschuldig, mußte sie dennoch 7 Jahre in der Bastille schmachten. Später wurde sie auf ein Gut ihrer Tochter verbannt; von dort gestattete man ihr, nach Blois zu ziehen. In Blois starb sie 1717 in ihrem 69. Jahr. An die Spitze ihres Testaments setzte sie ein Bekenntniß ihres Glaubens und ihrer Unschuld. Fénélon hat sich seinen

Gegnern in diesem Streit trotz mannigfacher Versuche einer Verständigung ihrerseits nicht mehr genähert. Bossuet starb 77 Jahre alt, müde und lebenssatt im Jahre 1704. De Marais war der Nächste, der ihm im Tode folgte. Noailles sollte noch heißere Kämpfe bestehen als Fénélon. Für Fénélon schloß mit dem Jahrhundert auch ein Abschnitt seines Lebens. Sein glänzendes Wirken am Hofe war vorüber, im stillen Cambrai sollte er sein Leben beschließen. Er war hingegangen mit aufrichtiger Begeisterung für sein Amt. Es begleitete ihn die Theilnahme des Volks, und seine Ungnade bei Hof gereichte ihm nur zu noch größerer Ehre.

Eilftes Capitel.

Les aventures de Telemaque.

Eine wie reiche dichterische Begabung Fénélon besaß, beweist seine Schrift: „Die Abenteuer des Telemach“. In den classischen Schriften des Alterthums selten bewandert, hatte Fénélon, als er noch Erzieher in Versailles war, für seinen Zögling häufig Fabeln abgefaßt in altclassischem Gewande, um ihm unter

dieser schönen Form lehrreiche Unterweisungen unvermerkt zuzuführen. Eine Frucht dieser Vorarbeiten war sein Telemach. Fénélon besaß überhaupt eine sehr reiche Phantasie, nach Charles Perrault's Contes de ma mère l'Oye schrieb er Märchen. Den Telemach hatte er wahrscheinlich in der Absicht abgefaßt, es seinem Schüler, dem Herzog von Burgund als Erinnerungszeichen an die von ihm geleitete Erziehung oder als Hochzeitsgeschenk zu hinterlassen. Gegen seinen Willen kam aber das Buch früher heraus, als er wünschte, und zwar gerade im verhängnißvollen Jahr 1699. Ein Diener Fénélon's hatte von ihm den Auftrag erhalten, vom Manuscript des Telemach eine Abschrift zu machen. Er nahm aber bei der Gelegenheit auch eine Abschrift für sich und verkaufte sie an die Wittwe Claude Barbie, Inhaberin der königlichen Schloßbuchdruckerei in Paris. Um die Wittwe zu täuschen, erklärte er, im Auftrage seines Herrn, des Erzbischofs, zu handeln. Die Wittwe Barbie verstand sich für dieses Buch ein Privileg des Königs auszuwirken, und so erschien das Buch unter dem Titel: „Letzte Folge des vierten Buchs der Odyssee oder die Abenteuer des Telemach, Sohnes des Odysseus". Als man im Druck bei der 208. Seite angelangt war, erfuhr der König, welchem Buch er sein Privileg ertheilt hätte. Er gab sofort einen Gegenbefehl; die gedruckten Bogen wurden confiscirt, die Drucker selbst gemißhandelt und Alles gethan, die Schrift wieder zu

unterdrücken; trotz alle dem waren bereits viele Druckbogen unters Publikum gelangt und hatten Aufsehn erregt. Das Manuscript jedoch wurde vor den Händen der Polizei gerettet, gelangte glücklich nach Holland und wurde dort in demselben Jahre, noch 1699, von Adrian Moëtjens herausgegeben. Das Buch erregte ungeheures Aufsehn, vor allen Dingen am Versailler Hof, man glaubte dort in dem Buch eine Persiflage auf die Hofszustände zu erblicken. Kalypso sollte die Montespan, Eucharis die Fontanges, Protesilaus sollte Louvois, Idomeneus der König Jakob, Sesostris Ludwig selbst sein. Obgleich Fénélon keineswegs die Absicht gehabt hatte, eine Satyre zu schreiben, wurden seine Feinde nicht müde, solches dem König einzureden. Der König war aber solchen Einflüsterungen damals um so mehr zugeneigt, als die Mißerfolge im Kriege, die Zerrüttung der Finanzen ihn empfindlich machten gegen Alles, was wie eine Verurtheilung seiner Regierungsweise aussah. Je mehr Lob das Buch erntete, desto empörter wurde der König über den Verfasser, es sei diese Schrift, seiner Ansicht nach, ein Beweis der Undankbarkeit des Urhebers; Frau von Maintenon erklärte laut, daß Fénélon das gethan, könne sie ihm nie verzeihn. Während am Versailler Hof alle Welt das Buch kaufte, in der Meinung, es enthalte eine Satyre, kaufte man es im übrigen Frankreich, ja in der ganzen Welt seines reichen Inhalts, seiner vortrefflichen Sprache wegen.

Der Telemach gehört zu den gelesensten Büchern, welche in der Welt erschienen sind. Gleich im ersten Jahr erlebte er zwanzig Auflagen und wurde in die Sprachen aller gebildeten Völker damaliger Zeit übersetzt. Für den ersten französischen Unterricht ist er seit der Zeit fast ein unentbehrliches Handbuch geworden und die Namen Mentor für Lehrer und Telemach für Schüler haben sich allgemein eingebürgert. Franzosen und Ausländer haben gewetteifert in Lobeserhebungen über den classischen Werth dieses Buchs. Alle hervorragenden Meister in der Schriftstellerwelt begrüßten sein Erscheinen als ein epochemachendes Ereigniß, es erregte noch eine größere Bewegung der Gemüther und noch allgemeineres Aufsehn als die „Regeln der Heiligen“.

Das Buch ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, den Inhalt noch ausführlicher zu besprechen. Fénélon's Weisheit und innerlicher Friede durchweht dasselbe und er hat es verstanden, gerade diesem Kinde seiner Phantasie die ganze Anmuth und Milde seines eignen Wesens aufzudrücken. Hätte Frankreich allezeit solche weise Erzieher, wie Mentor einer war, gehabt, es wäre nicht bloß das schönste, sondern auch das glücklichste Land der Erde. Mit Fénélon beginnt die Reihe der hervorragendsten pädagogischen Schriftsteller Frankreichs und zugleich, merkwürdiger Weise, sein staatlicher Verfall. Wohl mochte Fénélon, wenn er in Versailles um sich her die arge Sittenlosigkeit,

die Verschwendung und das Laster immer mächtiger sich erheben und in der Gunst des Königs sich sonnen sah, mit Besorgniß an die Zukunft Frankreichs gedacht haben. Und da er ja Erzieher von Fach war, mochte er meinen, durch Verbreitung allgemeinfaßlicher Erziehungsweisheit der immer mehr überhand nehmenden Entartung in Frankreich begegnen zu können. Dieser Gedanke hat ihn wahrscheinlich bei Abfassung des Telemach beseelt. Er macht in demselben das Glück eines Volkes von der Weisheit und Güte seiner Herrscher abhängig. Es ist das eine Forderung, die nicht zu hoch ging, und doch, daß sie überhaupt auftauchen konnte, ein Beweis für den Anbruch einer neuen Zeit.

Die größten Verwirrungen in ihrem Volk haben die Könige Frankreichs, und namentlich Ludwig XIV., durch ihr Einmischen in die Religionsangelegenheiten desselben hervorgerufen. Fénélon berührt daher diesen wunden Punkt eines alternden Staatswesens mit geschickter Hand in einem von ihm später abgefaßten Anhang zum Telemach und spricht dabei beherzigenswerthe Wahrheiten aus.

Nach diesem Anhang veranlaßt Idomeneus den Telemach, nicht abzureisen, bevor ein Streit zwischen den Priestern des Jupiter und des Apollo entschieden wäre über den Flug der Vögel und die Eingeweide der Opferthiere. „Warum“, sagt ihm da Mentor, „wollt ihr euch in heilige Dinge mischen? Ueberlaßt die Entscheidung darüber den Etruriern, die die Ueber-

lieferung der allerältesten Orakel haben und die dazu erleuchtet sind, die Ausleger der Götter zu sein. Brauchet nur euer Ansehn, ihre Streitigkeiten gleich bei ihrer Entstehung zu unterdrücken, zeigt weder Parteinahme noch Vorurtheil; gebt euch damit zufrieden, die Entscheidung — sobald sie getroffen ist — zu unterstützen. Gedenket daran, daß selbst ein König der Religion unterthan sein muß und daß er sich nie unterfangen darf, sie zu ordnen. Die Religion kommt von den Göttern, sie steht über den Königen; wenn die Könige sich in Religionsangelegenheiten mischen, anstatt sie zu beschützen, so versetzen sie dieselbe in Knechtschaft. Die Könige sind so mächtig und die andern Menschen sind so schwach, daß Alles Gefahr liefe, erregt zu werden nach Belieben der Könige, wenn man sie eintreten ließe in die Entscheidung von Fragen, welche sich auf die heiligen Dinge beziehn. Lasset doch volle Freiheit in der Entscheidung den Freunden der Götter und beschränkt ihr euch darauf, Diejenigen zurückzuweisen, die ihrem Urtheil, wenn es einmal ausgesprochen ist, sich nicht fügen." Solche Aussprüche über religiöse Toleranz und Selbstbeschränkung des Staats in Sachen der Kirche waren damals unerhört. Sie waren wie eine Vorausverkündigung auf eine bessere Zeit, die für die katholische Kirche noch bis heute nicht angebrochen ist. Welch ein Unheil diese staatlichen Einmischungen für die Kirche gebracht, dafür legt die ganze Weltgeschichte

Zeugniß ab. Hätte Frankreich einen Herrscher erhalten, der diese Fénélon'schen Rathschläge verwirklicht, es hätte ein besseres Schicksal gehabt.

Natürlich konnte ein Buch mit solchen Ansichten dem König nicht gefallen, der Frankreich seiner Ruhmsucht und der Frömmelei seiner Umgebung aufopferte. Der König wollte alle Fäden zerreißen, mit denen Fénélon noch an Versailles gefesselt war, er verbot deshalb dem Herzog von Burgund jede Correspondenz mit ihm. Bossuet war ungerecht genug, aus Eifersucht und Haß gegen den Verfasser dem Buch nicht die Ehre anzuthun, welche es verdiente. Er sagte davon: „Die Kabale bewundert es, die übrige Welt findet es wenig ernsthaft und wenig eines Priesters würdig.“ Die letzte Gunst bei Hof hatte dieses Buch für Fénélon verscherzt.

Zwölftes Capitel.

Verborgene Arbeit.

Aus Paris, dem Brennpunkt französischen Lebens, dem Mittelpunkt, dem Herzen aller geistigen Interessen dieses beweglichen Volkes, mußte Fénélon, der so sehr ein echtes Kind seines Volkes war und den Aufenthalt

in Paris wohl zu schätzen verstanden haben wird, fort in das einsame Cambrai an die Grenze von Flandern. Cambrai war die Metropolitanstadt für Französisch- und Niederländisch-Flamland. Ein reiches und hochangesehnes geistliches Lehn, erhob es seinen jedesmaligen Erzbischof zur Ehre eines Herzogs und eines Pairs von Frankreich. Die Eingepfarrten von Cambrai waren zum großen Theil keine Franzosen, sondern Deutsche, nämlich Flamländer, die sehr bald an dem frommen und milden Wesen ihres Erzbischofs Wohlgefallen fanden. „Sie lieben mich“, schreibt Fénélon, „einigermaßen, denn sie finden mein Verhalten ohne alles hochfahrende Wesen, ruhig und gleichbleibend; ich erscheine ihnen weder gewaltthätig noch gewinnsüchtig, noch ränkeschmiedend, so daß sie mir volles Vertrauen schenken.“ „Uebrigens“, fügt er scherzend hinzu, „unsre guten Flamländer, so grob wie sie scheinen, sind viel feiner, als ich es sein möchte.“

Sehr bald hatte sich Fénélon in das einförmige, regelmäßige Leben in seiner Diöcese gefunden. Sein Leben und sein Wirken wurde eines Seelenhirten so würdig, daß es für jeden Geistlichen zum Muster dienen kann. Viele Züge aus diesem stillen Wirken sind allgemein bekannt geworden und sind in Poesie und Prosa auf die Nachwelt gekommen. So die Geschichte von seinen fleißigen Besuchen bei einem reformirten Tagelöhner, den er nicht müde wurde zu überzeugen, daß die Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche

für ihn heilsam wäre. Es war umsonst: der Bauer blieb bei seinem Glauben. Da kam der Erzbischof einmal in die Hütte des Armen, als seine Stütze und einzige Freude, sein geliebtes Weib, im Fieber darnieder lag. „Seht", sprach er zum Bauer, „das ist Gottes Finger, daß Ihr Euch der alten Kirche wieder zuwenden sollt." „Nein", erwiederte der Protestant, „gerade das Leid, das mir widerfährt, ist mir ein Zeichen der Liebe Gottes, denn er stäupet einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt." Der gelehrte Erzbischof mußte sich vor solchem Glauben beugen und wagte den braven Mann nie mehr zum Uebertritt in seine eigene Kirche zu überreden. — Oder das hübsche Gedicht: „Der Verleumdung und des Neides Opfer" von G. G. Pfeffel, das da erzählt, wie Fénélon das verlorne „Schwärzchen" der besorgten Dorfsfamilie zurück in's Haus führt, und wie er zum Lohn dafür vom ganzen Dorf im Triumph nach Hause sich tragen lassen muß.

Jeden Tag hielt er in seiner Kapelle, jeden Sonnabend in seiner Metropolitankirche die Messe. Er speiste um Mittagszeit und sprach jedes Mal selbst das Tischgebet. Er war sehr mäßig und trank einen sehr schwachen Wein. Alle seine Hausgeistlichen speisten mit ihm, wenigstens 13 bis 14 Personen. Es herrschte bei Allem Ordnung, Freigebigkeit und Ueberfluß. Jeder Fremde saß immer zu seiner Rechten, der Abt von Chanterac immer zu seiner Linken. Nach Tisch

versammelten sich Alle in seinem großen, unbenutzten Schlafzimmer. Hier hielt er sich eine Stunde auf, nahm verschiedene Ausfertigungen zur Unterschrift entgegen und empfing Berichte. Dann zog er sich in sein Zimmer zurück, wo er bis halb 9 Uhr Abends eingeschlossen blieb. Darauf spazierte er, oder besuchte seine Bureaus, oder administrirte die Vesper. Um 9 Uhr speiste man, Fénélon genoß weiter Nichts als ein Ei oder etwas Gemüse. Um 10 Uhr versammelten sich Alle zum Abendsegen, der Almosenier las das Gebet und Fénélon sprach den Segen. Die einzige Zerstreuung, die er sich und seinen Gästen erlaubte, war der Spaziergang. Wenn ihm Landleute begegneten, so hielt er sie an, setzte sich mit ihnen auf den Rasen, plauderte mit ihnen, und hatten sie ein Leid, so tröstete er sie. Oft besuchte Fénélon die Bauern in ihren Hütten, aß mit ihnen, ließ sich ihre Schicksale erzählen. So erwarb er sich unter seinen Pfarrkindern eine Liebe, die lange noch nach seinem Tode sich erhielt. Wie oft gedachte man seiner, als der verworfene Dubois, nachmaliger Cardinal und Günstling Ludwig's XV., Erzbischof von Cambrai wurde. Sein Gedächtniß bewahrten die treuen Flamländer bis in die schreckliche Revolutionszeit hinein. Als diese Schreckenstage auch über Cambrai dahingebraust waren, war ihre erste Sorge, nachzusehen, ob auch ihres geliebten Fénélon Asche noch unversehrt geblieben wäre, und als sie sahen, daß man dieser Re-

liquie keine Schmach angethan, war die Freude allgemein.

Als der spanische Erbfolgekrieg auch Fénélon's Sprengel heimsuchte, konnte er unbesorgt um seine Sicherheit seine Amtsfahrten und Gänge abmachen; Freund und Feind kannte, liebte und schätzte ihn, ja Alles wetteiferte geradezu in seiner Verehrung. Drum war es ihm möglich, die angebotene Escorte abzulehnen und ohne jeden Schutz sich jedermann anzuvertrauen.

In Versailles hatte er vornehmlich seinem Berufe als Erzieher gelebt, diesem vorzugsweise seine Kräfte und Studien gewidmet; dagegen in Cambrai fand er den Schwerpunkt seines Schaffens und Denkens in der Seelsorge und in der Predigt. Auf dem Tridentiner Concil war es allen Bischöfen aufs ernstlichste zur Pflicht gemacht worden, daß jeder in seiner Diöcese für die Errichtung eines Seminars Sorge trage. Der Erste, der damit Ernst gemacht, war Carl Borromeus, Bischof von Mailand, der eine berühmte Anstalt für katholische Theologen errichtet hatte. Ihm folgte Olier mit Errichtung des Seminars von St. Sulpice in Paris, welchem Fénélon seine Ausbildung als Geistlicher verdankte. Als Fénélon nun selbst zum Haupt einer großen Diöcese ernannt worden war, war seine erste Sorge, auch in Cambrai solch ein Seminar zu schaffen. Trotz mannigfaltiger Schwierigkeiten — namentlich waren die Universitäten von Löwen

und Douai dagegen — führte er seinen Plan glücklich durch. Er wollte zu Geistlichen haben Leute, die weniger geniale Köpfe als vielmehr fromme Christen waren mit biederem Sinn und gutem Willen. Diese Forderung ist später von der katholischen Kirche immer entschiedener gestellt worden, und der Einfluß der Universitäten ist dadurch, selbst in Deutschland, für die katholische Kirche immer mehr verloren gegangen. Und auch in der protestantischen Kirche hört man den Wunsch äußern, daß Convicte für Theologen, ja vollständige Seminare wünschenswerther seien als die theologischen Facultäten auf den Universitäten. Ist nun das Seminar wirklich über die Universität zu stellen, und für die Kirche aus dieser Umstellung ein Gewinn zu erwarten? Es ist interessant, in dieser Beziehung die beiden Zeitgenossen Fénélon und Noailles zu vergleichen. Fénélon war ein Seminarist, dagegen Noailles war Doctor der Sorbonne. Fénélon, trotz seiner großen Begabung und seiner umfassenden Gelehrsamkeit, unterwarf sich dem Verdict des Papstes auch um den Preis, das von ihm für wahr Erkannte aufzuopfern. Noailles hielt treu zum Quesnel'schen Testament trotz Papst und König, und hätte die französische Kirche vom Jesuitenjoch befreit, wenn er es nicht mit einer völlig corrumpirten Regierung zu thun gehabt hätte. Die bloße Seminarbildung wird daher für die katholische Kirche immer verhängnißvoller werden müssen, sie hat nirgendwo ein Correctiv, wenn sie auf Irrwege gerathen

ist, und Parteianschauungen müssen in einer Kirche mit derart gebildeten Geistlichen herrschend werden. Und die gründliche Universitätsbildung ist andererseits noch nie für einfache Landgeistliche nachtheilig gewesen, denn sind sie überbildet, hochmüthig und stolz geworden, dann werden sie selbst in einem so bescheidenen Beruf nicht aushalten, sondern ausscheiden. Dagegen hat sie ihr Wissen nicht verblendet, so verstehen sie mit demselben ihren bescheidenen Beruf zu schmücken, und sie tragen als wahrhaft Gebildete Gesittung und ideale Lebensanschauung auch in die Hütte des Armen.

Da Fénélon eine große Pietät für das Seminar von St. Sulpice besaß, in dem er selbst gebildet worden war, so wünschte er ein Seminar bei sich zu gründen, das dem von St. Sulpice nachgebildet wäre. Er ersuchte daher den Vorsteher von St. Sulpice, ihm Lehrer zur Gründung seiner Anstalt zu schicken. Tronson willfahrte gern. Dennoch wollte es mit Errichtung des Seminars nicht so rasch gehn, wie Fénélon es wünschte. Der kirchliche Kampf, in den er verwickelt ward, der Krieg, der seine Diöcese durchzog, die vielen Hindernisse, welche dieses Unternehmen fand, Alles verzögerte die Gründung der Anstalt. Endlich hatte er aber dennoch die Freude, eine solche in Valenciennes errichtet zu sehn, acht Meilen von Cambrai. Sein langjähriger Freund, der Abbé von Chanterac, erhielt die Leitung desselben; mit voller Freiheit durfte er in der Anstalt Alles nach seinem Sinne einrichten.

Hatten die Zöglinge ihren Cursus beendet und sollten sie die priesterlichen Weihen erhalten, so prüfte Fénélon sie selbst. Mit größter Sorgfalt beaufsichtigte und visitirte Fénélon die Anstalt. Viermal wurden die jungen Leute vor ihrem großen letzten Examen von dem Erzbischof selbst geprüft. Jede Woche veranstaltete er im Seminar eine Cönferenz, wo er bereitwilligst alle Wünsche, Fragen und Einwendungen der Zöglinge anhörte und beantwortete und zu immer größerem Eifer anzuspornen suchte. Alle ihm untergebenen Geistlichen hatten an ihm immerdar einen wohlwollenden Rathgeber und Freund. Er verstand es, aus jedem etwas zu machen und jedem die ihm entsprechende Stellung und Unterweisung zu geben. Immer war er milde, immer gerecht gegen sie, warf sich nie zu ihrem Richter auf, sondern, war ein Urtheil unumgänglich zu fällen nöthig, so that er es mit seinem Conseil von Generalvicar und Capitelherren, das sich zweimal in der Woche bei ihm versammelte. Wie Fénélons Erzbisthum erst eine jüngere Besitzung Frankreichs war, so erstreckte sie sich auch über vieles noch nicht französische Gebiet. Zum großen Theil erst durch Ludwig XIV. in seinem ersten Raubkrieg gegen Holland von Spanien durch den Frieden zu Aachen erworben, war dieses Land noch eng verbunden mit den Spanien gebliebenen niederländischen Provinzen. Die geistliche Leitung eines solchen Gebiets war daher nicht leicht. Ja Fénélons seltene Liebenswürdigkeit erregte die Furcht

der Nachbarn, er könne durch ihm geistlich untergeordnete spanische Prälaten spanisches Land Frankreich in die Hände spielen. Doch war er in seinem Edelsinn solchen politischen Umtrieben durchaus fremd.

Er forderte von seinen Priestern zweierlei: 1) ein Priester solle in seinem Wirkungskreise reformiren, wo und wie er könne, und vor allen Dingen, wenn ihm etwa Aberglaube begegne, denselben bekämpfen; 2) er solle aber nie die einmal bestehende gute Volkssitte unterdrücken, sondern, im Gegentheil, sie acceptiren und fördern. So duldete es Fénélon auch durchaus nicht, daß einer seiner Geistlichen mit Neuerungen vorging, ohne ihn zu fragen. War er in dieser Beziehung bemüht, sich seine Autorität zu wahren, so war er andrerseits unermüdlich, seinen Untergebenen behülflich und nützlich zu sein. Wo es irgend möglich war, wählte er Einheimische in die vacanten Stellen. In Kriegszeiten nahm er die auf sie entfallende Contribution auf sich. Ja er war im Stande, selbst Feinde für sie mit einer Bitte anzugehn; so einmal beim Prinzen Eugen. Der Prinz hörte bereitwillig auf die Bitte und befahl seinen Truppen, den Wünschen des Erzbischofs alle Aufmerksamkeit zu schenken. Bemerkenswerth ist, was er bei der Weihrede des Erzbischofs von Cöln aussprach. Josef Clemens von Baiern war gegen Ludwigs XIV. Willen und nach Wunsch des deutschen Kaisers auf den Cölner Erzbischofstuhl gelangt. Dem Franzosen schien der deutsche Einfluß für die fürstliche

Selbständigkeit des Erzbischofs gefährlich. Mit Bezug darauf sagte Fénélon: „Der heilige Ambrosius hat gesagt: das Land der Kirche zahlt Tribut, und wenn der Kaiser sein Land will, so hat er die Macht, es zu nehmen, niemand von uns wird sich dem widersetzen; die Almosen der Völker werden noch genügen, die Armen zu ernähren, daß man uns nicht verhaßt mache wegen unsers Besitzes dieser Erde, mögen sie sie nehmen, wenn der Kaiser sie haben will, ich gebe sie nicht, aber ich weigere sie auch nicht.“

Unermüdlich war er im Gutesthun, seine großen Revenüen verbrauchte er fast vollständig für gute Zwecke. Aus eignen Mitteln hatte er in Cambrai im Renaissancestyl einen neuen erzbischöflichen Palast errichten lassen; unwillig wies er aber den Rath seiner Freunde ab, den Palast mit seinem eigenen, dem Fénélon'schen Wappen zu schmücken. Der Aufwand, den seine hohe Stellung ihn zu machen zwang, war ein sehr bedeutender. Trotzdem erhielt er aus eigenen Mitteln sein Seminar und ließ die dort studirenden jungen Leute auf seine Kosten erhalten und kleiden. Verschiedenen armen Personen selbst in Paris, bedürftigen Verwandten in der Provinz gab er den Lebensunterhalt. Manche schmerzliche Erfahrungen hatte er da zu machen Gelegenheit; doch wie er es selbst aussprach, wußte er es nur zu gut, daß Menschenfreundlichkeit darin bestehe, zu geben, ohne Dank zu erwarten. Jedermann fand bei ihm Rath und Hülfe. Es wandten

sich einmal die Lenker der katholischen Mission in China, die Priester Tiberge und Brisacier, an ihn und baten ihn, sie gegen die Angriffe mehrerer Bischöfe der gallicanischen Kirche zu schützen, welche ihnen vorwarfen, diese Mission sei zu nachsichtig gegen das Heidenthum. Fénélon vermittelte eine Auseinandersetzung und Aussöhnung. Der Bruder des Herzogs von Beauvillier, Abbé von St. Aignan, bat um seine Vermittelung, weil Clemens XI. um einer mißliebigen These willen ihn nicht zum Bischof von Beauvais bestätigen wollte. Auch hier konnte er zur Versöhnung beitragen. Aengstlich besorgt war er, das Wohl seiner Freunde durch seine eigne Ungnade zu gefährden. Lieber entsagte er ihrer Freundschaft und ihrem Umgange, als daß er sie in irgendwelche Ungelegenheiten bringen mochte. Wie er trösten konnte, so konnte er auch, wo es Noth that, mahnen. Als Colbert, Erzbischof von Rouen, aus bloßer Prachtliebe den von seinem Vorgänger, dem Cardinal d'Amboise, großartig erbauten Palast wieder nach Versailler Geschmack und das dazu noch aus Kirchengeldern umbauen ließ, tadelte er es sehr.

Dreizehntes Capitel.

Fénélon als Kanzelredner und Seelsorger.

Als Kanzelredner reicht der Ruf Fénélons weit über seine Zeit hinaus, und zwar hat er eine besondere Art dieser Kunst vertreten. Als hoher Prälat hatte er eigentlich selten Veranlassung, selbst zu predigen. Trotzdem suchte er die Gelegenheit, durch Predigt sich an das Herz des Volkes zu wenden. So predigte er jedesmal in der Fastenzeit abwechselnd in einer der Stadtkirchen. An den Feiertagen dagegen sprach er stets in seiner Kathedrale. Seine Reden waren jedesmal sorgfältig ausgeführt und wiederholten sich nicht. Seine theologische Durchbildung, seine reiche Phantasie und sein lebhafter Geist machten es ihm möglich, bei sich wiederholender gleicher Veranlassung denselben Gegenstand oder dasselbe Thema immer neu, immer wieder ergreifend zu behandeln. Vor allen Dingen forderte Fénélon vom Kanzelredner, daß er frei spreche, und berief sich dabei auf den Vorgang der bedeutendsten Kirchenväter, namentlich auf Augustin. Nämlich Augustin verlangt von einer Predigt, damit sie wirksam sei, daß der Prediger nie zur Behandlung eines neuen Punktes fortschreite, ehe er den Eindruck empfange, daß seine Zuhörer die Auseinandersetzung über den vorhergehenden vollständig verstanden haben. Das

ist aber bei einer fertiggemachten und auswendiggelernten Predigt unmöglich. Eine auswendig gelernte Predigt könnte nicht, wenn die Umstände es verlangten, weiter ausgeführt werden. Gewiß ist daher die Forderung des freien Vortrags berechtigt, denn durch das Benutzen aller den Augenblick beeinflussenden Momente dringt man rascher an das Herz namentlich weniger gebildeter Leute, die nicht befähigt sind, viel zu reflectiren. So macht Tholuck darauf aufmerksam, wie die ganze Zuhörerschaft einer Predigt wie umgewandelt, ja wie electrisirt erscheint, wenn der Redner von seinen abstracten Definitionen zu dem Zuhörer naheſtehenden Thatsachen übergeht. Und originelle Kanzelredner, die es sich erlauben, allerlei Buntes, namentlich im Augenblick der Rede von Allen Gesehenes und Bemerktes für die Predigt zu benutzen, ernten Beifall und sind wirksam. Bekanntlich haben ja auch methodistische Redner mit ihren improvisirten Predigten oft großen Erfolg. Aber die improvisirte, freie Ansprache wird dennoch nie als einziges Muster für die Predigt aufgestellt werden können. Wer die Gabe besitzt, frei zu sprechen, der mag sie immerhin üben; wem aber diese Gabe mangelt, wird nie zu einer Redefertigkeit gelangen, wenn er nicht sorgfältig seine Entwürfe macht und ausführt, und streng dieselben meditirt. Die Rede ist ein Kunstwerk, wenn auch ein geistliches, und daher bedarf sie einer vom Geiste Gottes geleiteten Schule; wenn sie die durchlaufen

hat, wird sie edel und bietet dem Künstler Gelegenheit, den Gedanken seines Herzens die Wirkung bei den Hörern zu sichern. Neben der kunstvollen Form muß auch zu seinem Rechte gelangen der dargebotene Inhalt. Alle Kunst in der Form wird den Mangel eines rechten Inhalts nie ersetzen. Diesem Inhalte muß insbesondere der christliche Redner neben der Form die größte Aufmerksamkeit schenken, wenn er nicht sich, sondern Christum predigen will. Um aber inhaltreich zu sein, ist ein vorhergehendes gründliches Studium des zu behandelnden Gegenstandes nothwendig. Fénélon hat, da er frei sprach, wenig Predigten in seinen Werken hinterlassen. Dagegen finden sich in ihnen Entwürfe zu Predigten, die darauf hindeuten, wie er stets auch bedacht gewesen ist, Stoff für dieselben anzusammeln; namentlich stellt er bei dieser Gelegenheit zusammen, was die heilige Schrift in Bezug auf den zu besprechenden Gegenstand lehrt.

Eine andere Forderung, welche Fénélon an die Predigt stellte, war die, daß zur Grundlage derselben man nicht ein einziges biblisches Textwort machen dürfe. Erst in späterer Zeit kirchlichen Verfalls hat seiner Ansicht nach das Anlehnen an einen biblischen Text begonnen. Namentlich soll erst mit den Scholastikern das Zugrundelegen eines Abschnitts der Bibel und das Zergliedern desselben in besonderen Abtheilungen der Predigt begonnen haben. Solche Eintheilungen trocknen seiner Meinung nach die Predigt nur aus,

nehmen ihr Saft und Kraft und setzen sie zu einer bloßen Abhandlung herab. So sei der heilige Bernhard selten seinen eignen Predigteintheilungen gefolgt, und die alten Väter der Kirche hätten bei ihren Predigten immer aus ihrem reichen christlichen Erfahrungsschatz geschöpft. Weil in der Religion Alles Ueberlieferung, Alles Alterthum, Alles Geschichte sei, dürfe man nicht in Abstractionen sich verlieren, sondern die rechte Predigt müsse das Evangelium, die Sacramente, die Ueberlieferungen, die Ordnungen, die Liturgie den Zuhörern erklären, damit sie in Alles, was einen Christen angeht, eingeweiht würden.

Endlich verlangte Fénélon, die Predigt solle kurz sein, sie dürfe nie den Zuhörer ermüden; die alten Bischöfe hätten ohne Präparation kurz, schlicht und doch ergreifend in der Messe gesprochen. Sehr lobte er die protestantische Morgenpredigt und wünschte, daß etwas Aehnliches in der katholischen Kirche eingeführt werden möchte, ohne daß deshalb die einmal bestehende alte Ordnung von Grund aus geändert werden solle. Wenn er von den Grundsätzen der Religion und von Gott wohlgefälliger Gerechtigkeit redete, so stellte er sie nicht so sehr dar als zu erfüllende Pflicht, sondern vielmehr als Mittel zur Erlangung eignen Glücks. Seine Ansichten über Kanzelberedsamkeit hat er niedergelegt in seinem Dialogue sur l'éloquence und in einem nach seinem Tode veröffentlichten Brief an die französische Akademie von 1718.

Der Marquis von Vauvenargues spricht, nachdem er Pascal und Bossuet charakterisirt, folgendes Urtheil über Fénélon als Prediger aus: „Aber du, der du beide übertroffen an Anmuth und Liebreiz, berühmter Schatten, liebenswürdiges Genie, kann ich vergessen den Adel und die Schönheit deiner Rede, die reiche Einfachheit deiner Sprache. Wenn man so verschiedenartige Talente zusammenmischen könnte, vielleicht möchte man wünschen zu denken wie Pascal, zu schreiben wie Bossuet und zu reden wie Fénélon.“ Die schöne Rede aber hatte Fénélon gelernt aus dem Studium des Alterthums und der damals herrschenden Kraft in der Sprache. Selten bewandert war er in der heiligen Schrift und nicht bloß in der Weise, daß er eine Menge Schriftstellen im Gedächtniß hatte, sondern von ihm war der Geist der einzelnen heiligen Schriftsteller studirt worden, namentlich die Beredsamkeit der alttestamentlichen Propheten. Beim Vergleich der heiligen, biblischen Schriften mit den Werken der classischen Profanschriftsteller des Alterthums ergab sich ihm dieses Resultat: Die heilige Schrift übertreffe an Natürlichkeit, Lebendigkeit und Größe alle Schriftsteller Roms und Griechenlands. Nie habe Homer Mosen an Erhabenheit erreicht, wie z. B. in dem letzten Lied desselben, nie habe eine griechische oder lateinische Ode die Höhe der Psalmen erreicht, z. B. jene Psalmeneinleitung: „Der Gott der Götter, der Herr hat geredet und er hat die Erde gerufen“ übertrifft alle menschliche Vorstellung.

Nie habe Homer Aehnliches erreicht, wie die Schilderungen Gottes von Jesaia. Oder was gebe es im Alterthum Vergleichbares dem weichen Jeremias, wenn er die Uebel seines Volkes beklagt, oder Nahum, wie er das stolze Ninive fallen sieht unter zahllosem Heer. Wo hätten die altclassischen Schriftsteller etwas Aehnliches wie die Ankündigung von Gottes Rache im Daniel? Stelle man beide, Bibel und altclassische Litteratur, nebeneinander, so erscheine erstere so unvergleichlich mit letzterer, daß die Verfasser jener als in der That von Gott inspirirt erscheinen, während die Verfasser dieser wohl bemüht sind, sich über sich selbst zu erheben, aber nichtsdestoweniger stets die menschliche Schwäche verrathen." Meury, ein anderer Zeitgenosse Fénélons, bemerkt über seine Predigtweise: „Es giebt eine Beredsamkeit des Ueberzeugens und eine Beredsamkeit des Gefühls, Fénélon besaß die letztere."

Sehr ausgebreitet waren Fénélons persönliche Beziehungen als Seelsorger und Gewissensrath. Er hinterließ eine Menge Briefe mit den vortrefflichsten Rathschlägen insbesondere für junge Freunde. Er war der geborne Pädagog und kannte das menschliche Herz besser als irgend ein Anderer. In Versailles im Wirbel des Hoflebens bedurfte so mancher eines ernsten Raths. Die ernsten Kreise, die einst dort Fénélon umgaben, die Beauvilliers, Chevreuses und Lavals waren die letzten, welche sich noch einen guten Ton bewahrt unter der moralisch herabgekommenen höfischen

Welt. Was Fénélon dorthin zuweilen geschrieben, ist für derartige Kreise beherzigenswerth. Ein jugendlicher Freund beklagt sich bei ihm über das Leben bei Hof und will es seiner Laster wegen ganz meiden. Er erhält darauf die Antwort: er solle sich nicht so sehr vor dem Vergnügen als vor innerer Weichlichkeit des eignen Herzens hüten. Diese bestehe in der Abgeneigtheit, rührig und thätig die Hand an die Arbeit zu legen und solche weichliche Menschen könnten daher für gewöhnlich Nichts leisten; erhalten sie ein Amt, so kämen sie damit nicht zu Stande. Wenn sich mit dieser Weichlichkeit gar noch religiöse Anschauungen vermengten, dann werde das Unglück vollständig. „Sie meiden", fährt er fort, „die fröhliche Menge und hangen einem selbst erwählten Ernst nach; hüten Sie sich, daß derselbe nicht ein leerer und gefährlicherer werde als alle fröhlichen Tollheiten, die Sie meiden. Denn ein weichlicher Ernst, wo traurig die Leidenschaften walten, macht ein dunkles, feiges, verdorbenes Leben, vor dem selbst die Welt, obgleich sie Welt ist, nicht umhin kann, zu schaudern. Solch ein indolentes Leben in vermeintlichem Ernst ist Gott ebenso zuwider als die entartetsten Leidenschaften." Endlich fordert er ihn auf, anstatt seines von ihm selbst gemachten Entschlusses lieber folgende Rathschläge zu berücksichtigen. „Suchen Sie die Welt auf, wo sie zu finden ist, befleißigen Sie sich natürlicher Höflichkeit bei jedermann und erweisen sie einem jeglichen die ihm gebührende

Ehre. Dem Publikum gegenüber suchen sie durch eine anständige Repräsentation zu gefallen. Verspotten Sie schlechte Leute nicht, wie es sonst Andere wohl zu thun pflegen, sondern beschränken Sie sich darauf, dieselben zu meiden. Ueberhaupt Sie brauchen nicht mit jedermann zu verkehren und sich zu unterhalten. Hüten Sie sich vor Freunden, die nicht Gott fürchten und die nicht von christlichen Grundsätzen beherrscht sind. Suchen Sie sich überhaupt Freunde, die etwas älter als Sie sind und haben Sie Nichts geheimer als das Geheimniß anderer. Vor allen Dingen aber hüten Sie sich vor Müssiggang, denn ebenso als eine Zurückgezogenheit aus Faulheit verächtlich macht, so ehrenhaft ist eine Zurückgezogenheit aus übergroßer Arbeit." Fénélon giebt hier Rathschläge, die auch von jungen Geistlichen mit Nutzen angewendet werden könnten. Die Entfremdung des Predigerstandes von der übrigen Gesellschaft, die fast in gleichem Maße zunimmt als der Eifer und die Treue desselben wächst, macht sich besonders in neuerer Zeit fühlbar und soll nicht der Einfluß des Geistlichen auf seine Umgebung sich auf die Kanzel, den Armen- und Krankenbesuch beschränken, so muß eine Art des Umgangs gefunden werden, die dem Prediger wieder einen Einfluß giebt auf die Gebildeten, auf das in immer mannigfaltigerer Weise sich gestaltende Gesellschaftsleben. Dazu geben Fénélons oben angeführte Worte eine passende Richtschnur.

Nichts konnte Fénélon so erbittern, als in der

reichen und vornehmen Gesellschaft Mangel an Bildung und Kenntnissen zu bemerken. Seiner Meinung nach sollten die durch Stand und Glücksgüter hervorragenden Personen auch durch größere Tüchtigkeit sich auszeichnen. Darüber schrieb er seinem bis in den Tod treu gebliebenen Freund, dem Herzog von Chevreuse: „Es ist beschämend zu sehn, wie viele Personen höchster gesellschaftlicher Stellung in Frankreich Nichts wissen von fremden Ländern, wo sie doch wenigstens gereist sind.“ Also damals war schon in Frankreich diese Selbstüberhebung herrschend, die es für nicht der Mühe werth hielt, sich von den benachbarten Ländern die nothdürftigsten Kenntnisse zu erwerben. So rasch der Franzose sich die Früchte fremder Arbeit anzueignen weiß, so fehlt es der Masse des Volks doch an Bescheidenheit und Geduld, den mühsamen Weg gründlicher Selbstbildung zu gehn. Daher empfiehlt Fénélon seinen Freunden fleißige Lectüre und gründliche Aneignung des Gelesenen. Gegen den Einwand, als bedürfe ein Geistlicher nicht großer Belesenheit, da er ja Gott schon durch den Glauben besitze, erwidert er: „Vertrauen soll man allerdings nur auf Gott, er ist die Sonne, aber deshalb soll man es nicht versäumen, die Menschen, die er reich begabt, zu ehren, denn sie sind die, wenn auch zerbrechlichen, Scheiben, durch die uns Gott, die Sonne, anblickt.“

Nur zu gut war es Fénélon bewußt, daß auch die beste Erziehung und sorgfältigste Unterweisung nicht

vor Zugrundegehn des Zöglings schütze. Er hatte das ihm so lieb gewordene Erziehen in späteren Jahren wieder an einem Knaben versucht, der seinen Namen trug und den er bei sich als Pagen hielt. Mit Beziehung auf diesen schreibt er einmal: „Wir Menschen mit unsern Erziehungskünsten errichten ein Kartenhaus, das Gott nur zu oft zerstört und umbläst."

Die Liebhaberei für's Unterweisen und Erziehen blieb ihm sein Leben lang. Wo ihm neben seiner amtlichen Thätigkeit sich Zeit und Gelegenheit darbot, zu erziehn, that er es gern und mit ungemeinem Erfolg. Es richtete diese Beschäftigung ihn in allen schweren Lebensschicksalen wieder auf, gab ihm die geistige Frische wieder. Seinem erzieherischen Talent gelang es, durch Unterweisung manche Glieder fremder Confessionen für seine katholische Kirche zu gewinnen. Da er es verstand, Grundsätze und Lehren von Personen zu unterscheiden und letztere, einerlei, welcher Glaubensgemeinschaft sie angehörten, immer mit der zartesten Rücksicht zu behandeln und ihre Tugenden zu ehren, so näherten sich ihm Menschen, die sonst abgesagte Gegner des Katholicismus waren. Er lud den protestantischen Prediger Brümer wie einen Freund an seinen Tisch; erbot sich, den Protestanten in Hennegau Pässe zur Uebersiedelung über die Grenze zu verschaffen; gewährte den Führern des Jansenismus die freundlichste Berücksichtigung und bemühte sich aufrichtig, sie auf den rechten Weg wieder zurückzuführen.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß er viel umworben war von Trost bedürftigen und Hülfe suchenden Seelen. So kam ein suchender Protestant, der schottische Edelmann André=Michel von Ramsay zu ihm und wurde durch ihn für den Katholicismus gewonnen. Ramsay hatte an seinem evangelischen Glauben Schiffbruch gelitten, es befriedigten ihn die zu Hause in Schottland erhaltenen christlichen Lehren nicht. In Holland blühte der Calvinismus, er ging dorthin in der Hoffnung, Ruhe für seine Seele zu finden. Aber auch in Holland fand er nicht, was er suchte. Da drang zu ihm nach Holland Fénélons seelsorgerischer Ruf. Er war bald entschlossen und ging zu ihm. Im Jahre 1709 gelangte er nach Cambrai und sprach sein Anliegen gegen den berühmten Erzbischof aus: Gern nahm dieser ihn in seinen gastfreien Palast, und Ramsay folgte der ihm dargebotenen trefflichen Unterweisung mit immer wachsender Begeisterung. Unerwartet und seine große Verehrung fast etwas abkühlend, erschien ihm Fénélons unbedingte Unterwerfung unter das päpstliche Breve, das sein Buch über die reine Liebe verdammte. Er konnte nicht umhin seine Bedenken zu äußern. Wenn das vom Papst gefällte Urtheil richtig sei, meinte er, dann müsse gerade die am meisten von ihm verehrte Lehre von der reinen Liebe falsch sein; sei das aber nicht der Fall und das päpstliche Urtheil falsch, dann sei die Unterwerfung unter dieses Urtheil von Seiten Fénélons Heuchelei. Also beide

einzigen Möglichkeiten seien schlimm genug. Fénélon erwiederte mit gewohnter Klarheit und Milde, die Lehre von der reinen Liebe bleibe nach wie vor richtig, nur habe er dieselbe in seinem Buch nicht vollkommen richtig darzustellen vermocht und deshalb habe er mit gutem Gewissen sein Buch widerrufen. Fénélons Einfluß auf Ramsay war so groß, daß er ihn bereits nach sechsmonatlichem Unterricht in die katholische Kirche aufnehmen konnte. Sein Leben lang hat er nicht aufgehört, Fénélon zu lieben. Ein Denkmal hat er diesem ausgezeichneten Lehrer gesetzt mit der von ihm 1823 veröffentlichten Biographie desselben. Ramsay bewarb sich nach Fénélons Tode um den Doctorhut bei der Oxforder Universität, und diese protestantische Universität hat denselben ihm nicht vorenthalten, weil Ramsay als Zögling Fénélons für durchaus der protestantischen Kirche nicht entfremdet angesehn wurde. Solches hob der Rector Dr. King bei der Promotion hervor.

Viele fühlten sich durch den großen Ruf, den Fénélon genoß, und durch die Schriften, die sie von ihm lasen, derart angezogen, daß sie ihn besuchten, und Cambrai sah zur Zeit Fénélons manchen berühmten Gast. So erschien dort ein freisinniger Italiener, der Cardinal Quirini, welcher sich die Aufgabe gestellt hatte, alle hervorragenden Gelehrten Europa's, deren Bücher er verehrte, aufzusuchen. Er liebte es, Allen gern zu sagen, er käme nach Frankreich nur um Fénélons willen. Bei seiner Ankunft starrte Cambrai

von Truppen aller Art; es war Krieg, und Fénélon fand er in einem Kreise von Generalen und Officieren jeder Gattung. Sie sprachen längere Zeit, endlich brachte Quirini die Unterhaltung auf das Fortschreiten im Wissen und das fleißige Aufnehmen alles Wissenswürdigen. Fénélon antwortete mit vieler Zurückhaltung und legte, Bezug nehmend auf diese Unterhaltung, in einem Brief das offene Bekenntniß ab: er habe die Sehnsucht seiner Jugend, nach allem Wissenswürdigen zu trachten, längst aufgegeben, seit er ein Haupt der Kirche geworden sei, und er ermahnt auch den Cardinal, diesen Wissenschaftsdurst gegen christliche Einfalt einzutauschen. Ja, er sagt von sich geradezu: „Kaum durcheile ich ein neues Product der Literatur.“

Der Zauber seiner Persönlichkeit gewann ihm auch Freunde unter Denen, die weder Katholiken noch Gelehrte waren. Es machte seine Bekanntschaft ein Mann, der später wunderbare Schicksale erleben sollte, bis an sein dunkles Lebensende jedoch eine durch den Umgang mit Fénélon geweckte Frömmigkeit bewahrte. Der spätere russische Feldmarschall und Mitbegründer der evangelischen St. Petri-Kirche in St. Petersburg, Christof Burchard Graf Münnich ward in seinem 29. Jahre in der Schlacht bei Denain gefangen genommen und nach Cambrai geführt, wo er ein Freund und Verehrer Fénélons wurde. Er gedachte, als er die letzten Jahre seines Lebens in der Verbannung in

Sibirien zubrachte, öfters all des Schönen, das er in Cambrai empfangen.

Ein anderer Freund Fénélons wurde Jakob III. Stuart, Prätendent von England. In frühester Jugend mußte dieser unglückliche Prinz das Schloß seiner Väter verlassen und in Frankreich als Flüchtling leben. Er trat in französische Dienste, und machte den spanischen Erbfolgekrieg unter dem Namen des Ritters von St. Georg mit. Fénélon hielt es für möglich, daß sich die Hoffnungen dieses Prinzen noch einmal erfüllten und er in sein Heimathland als König zurückkehren werde; dazu gab er ihm denn die besten Lehren. Er schreibt ihm, wenn er wieder König werde, solle er nie seine Unterthanen zwingen, ihren Glauben zu wechseln. Ein König dürfe sich nicht in die Angelegenheiten der Religion mischen, sonst bringe er dieselbe in Knechtschaft. Wie heilsam sei das Parlament in England; wolle der Herrscher Gutes thun, so habe er allezeit freie Hand dazu, dagegen hindere ihn dasselbe, wenn er Böses zu thun sich anschicke. Ein Volk, verdorben durch übermäßige Freiheit, sei allerdings ein unerträglicher Tyrann. Daher bestehe die Weisheit einer Regierung, zwischen Freiheit von König und Volk die rechte Mitte zu treffen. Immer sei es besser einer einmal bestehenden Ordnung sich zu fügen, als sich vor den Leidenschaften der Massen zu beugen, die ohne Regel und Gesetz handeln. Alle Regierungsformen seien gut, wenn Die, welche sie ausführten,

Gutes wollten. Man müsse den Herrschern einschärfen, daß die Sicherheit ihrer Länder abhänge vom Glück ihrer Unterthanen, und daß andrerseits der Gehorsam dieser das Wohl des gesammten Staates bedinge. Jede Freiheit ohne Ordnung sei eine Ausschweifung, die den Despotismus nach sich ziehe.

Obgleich Fénélon ein begeisterter Franzose war, hatte das Christenthum dennoch seinen Blick frei und sein Herz weit gemacht, daß er im Stande war, auch andere Herzen mit Liebe zu umfassen, und beherzigenswerth ist in dieser Beziehung folgender Ausspruch von ihm: „Ich liebe mein Vaterland mit vollem ganzen Herzen, aber noch mehr als mein Vaterland liebe ich die Menschen.“ Drum war ihm jeder Fremde herzlich willkommen, gern unterhielt er sich mit ihm über die Zustände von dessen Vaterland, über dessen große Männer. Er hielt es für edel und schön, wenn Jemand sein Vaterland liebte, und daß er dieses Gefühl an seinen Freunden aus der Fremde ehrte, erwarb ihm ihre beständige Anhänglichkeit und verbreitete seinen Ruhm in alle Länder.

Sein Adoptivsohn wurde ein Großneffe von ihm, Gabriel-Jacques Marquis de Fénélon. Als dieser Liebling die militärische Laufbahn einschlug und Fénélon verließ, begleitete derselbe ihn mit seinen Rathschlägen in Briefen. Er schärfte ihm wiederholt ein, als Militär nie roh und gewaltthätig zu werden; die Gerechtigkeit in den Händen des Soldaten würde entehrt,

wenn er sie nicht mit Freundlichkeit, Rücksichtnahme und Herablassung verbinde, denn ist das nicht der Fall, so mache er aus Gutem Böses.

Er bemüht sich, die Menschenscheu dieses Großneffen zu überwinden, als derselbe, am Fuß verwundet, den Dienst verlassen mußte. Er ermahnt ihn, doch sich mit der Bitte um eine Anstellung an seinen früheren Chef, den Herzog von Luxemburg, zu wenden. Er solle das ja nicht mit drückendem Ceremoniell thun, sondern bei leichter, munterer Unterhaltung. Diese Art sei ehrerbietig, ja für den großen General schmeichelhaft, und trage doch die Miene völliger Freiheit. Ein anderes Mal schreibt er ihm: viele Menschen vernachlässigen aus Bequemlichkeit die Welt und die Persönlichkeiten, welche in derselben etwas zu sagen haben, suchen aber dagegen solche Gesellschaft auf, die ihnen bequem ist, weil sie unter ihnen steht, dagegen gelte der Grundsatz: Schone die Welt aus Pflichtgefühl, ohne sie deshalb leidenschaftlich zu lieben; vernachlässige sie nie aus Faulheit und folge ihr nicht aus Eitelkeit.

Vierzehntes Capitel.

Neue kirchliche Kämpfe.

Noch einmal sollte Fénélon in einen Kampf der Kirche hineingezogen werden, aber diesmal nicht als Angreifer, sondern als Vertheidiger des Katholicismus. Mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts versuchten es die aufrichtig gesinnten evangelischen Christen wieder, innerhalb der katholischen Kirche Frankreichs zu Geltung, Recht und Freiheit gegen den sie erdrückenden Jesuitismus zu gelangen, aber auch dies Mal vergeblich. Das arme schöne Frankreich, die arme, edle französische Nation sollte um den schönsten Schatz eines Volkes, um die Freiheit seines Gewissens, gebracht werden. Von jeher hatte der Dominikaner-Orden in der katholischen Kirche in der Lehre vom freien Willen und von der Gnade sich an Augustin angeschlossen und so der katholischen Kirche eine freiere, evangelische Seite erhalten. Das Tridentiner Concil hatte daher aus Rücksicht auf den mächtigen Orden die Lehre von der Prädestination gar nicht berührt, über Gnade und freien Willen sich aber zweideutig ausgedrückt. Die Vertreter dieser augustinischen, tieferen, schriftgemäßen Richtung waren daher so recht das gute Salz der katholischen Kirche. Was Wunder, wenn die Jesuiten in ihrer laxen Moral und bei ihren

unlauteren Absichten zu Feinden dieser Wahrheitsfreunde werden mußten. Es überfällt den Forscher ein tiefes Grauen, wenn er die zerstörende und unheilvolle Thätigkeit dieser nach dem Heiland der Menschen sich nennenden Brüder beobachtet. Als sein Opfer sollte auch das freiheitliebende und ehrgeizige französische Volk fallen. Allerdings hat es sich gerächt, die Revolution war ein Auflodern dieses widerrechtlich gehemmten Freiheitsdranges, und ist gewiß beachtenswerth, daß die letzten Jansenisten die Revolution vorausverkündigt haben. Und in Frankreich werden die Revolutionen nicht früher aufhören, als bis das unglückliche Volk von der religiösen Tyrannei der durch Jesuiten beherrschten katholischen Kirche befreit werden wird.

Die erste Schilderhebung der für die augustinische Lehre vom menschlichen Willen und der göttlichen Gnade kämpfenden Jansenisten war von der Kirche niedergeworfen worden. Aber besiegt waren die Anhänger von Port royal de Paris noch nicht. Nicht heimlich, sondern ganz öffentlich bestanden sie fort, ja sie behaupteten sogar, im Recht zu sein, indem sie erklärten, die fünf von Papst Innocenz X. 1653 verdammten Sätze ständen gar nicht in Jansens Augustinus. Dabei nahmen die Jansenisten die Freiheit der gallicanischen Kirche dem Papste gegenüber für sich in Anspruch, ja, sie suchten für ihre Sache die Gelehrten Frankreichs, namentlich die Lehrer der Sorbonne, zu interessiren

und zu einer Opposition gegen die päpstliche Verurtheilung ihrer Lehre zu veranlassen. So erschien 1702 von einem Ungenannten das Buch: „Gewissensfragen." Es machte sehr großes Aufsehn, denn es enthielt die an die Sorbonne gerichtete Frage, wie weit man sich der Bestimmung des Papstes bezüglich des Jansenius'schen Buches zu fügen habe. Die Antwort der höchsten wissenschaftlichen Autorität in Frankreich fiel für die Jansenisten günstig aus; es hieß in derselben: „Nichts weiter könne man für die päpstliche Constitution fordern, als ein ehrerbietiges Schweigen." Der Papst ließ auf seine Ansicht von dieser Sache nicht lange warten. Noch ehe der damalige Erzbischof von Paris, Noailles, seine Entscheidung getroffen, erschien ein päpstliches Breve, das die „Gewissensfragen" verdammte und beim König von Frankreich Klage führte über die Doctoren der Sorbonne. So brach der Kampf denn von Neuem los und nahm immer größere Dimensionen an, als die Jansenisten den etwas wankelmüthigen, im Grunde seiner Seele aber der evangelischen Wahrheit zugethanen Erzbischof Noailles von Paris mit hinein verwickelten. Von Seiten der Jansenisten erschien nämlich eine Schrift: „Auslegung des katholischen Glaubens." Man schuldigte diese Schrift der verurtheilten Irrthümer an und Noailles ließ sich hinreißen, sie als ketzerisch zu verbieten (1696). Da erschien ein neues Schriftchen: „Kirchliches Problem, oder Louis Antoine Noailles

1695 als Bischof von Chalons und Louis Antoine Noailles 1696 als Erzbischof von Paris." Als Bischof von Chalons hätte Noailles die Ausgabe des neuen Testaments mit Anmerkungen vom Priester Paschasius Quesnel vom Orden der Väter des Oratoriums empfohlen. Jetzt, als Erzbischof von Paris, verurtheile er die „Auslegung des katholischen Glaubens" und doch sei letztere Schrift durchaus mit ersterer übereinstimmend. Noailles sah seine Ehre angegriffen und suchte des berühmten Bossuet Beistand, dem er einst zur Seite gestanden und so wesentliche Dienste gegen Fénélon geleistet hatte. Bossuet war nicht abgeneigt, seinem alten Freunde zu helfen, und faßte eine „Unterweisung" ab, welche einer neuen Ausgabe der Quesnel'schen Schrifterklärung als Vorwort beigegeben werden sollte. Es stellte sich jedoch immer deutlicher heraus, daß der König den Jansenisten im höchsten Grade abgeneigt wäre und jede geringste Nachgiebigkeit gegen dieselben für staatsgefährlich halte. Die Jansenisten erschienen ihm als die politischen Gesinnungsgenossen der freisinnigen Calvinisten, die einst Richelieu zum Wohle des Staates mit Stumpf und Stiel aus Frankreich ausgerottet hatte. In dieser Anschauung bestärkten ihn seine jesuitischen Beichtväter. Als an Stelle des vorsichtigen und klugen Jesuiten la Chaise der leidenschaftliche und rücksichtslose le Tellier eintrat als Beichtvater des Königs, brach der Vernichtungskampf gegen die Jansenisten aus.

Bossuet verlangte, wenn er die Quesnel'sche Schrift befürworten solle, Aenderung von 120 Stellen in derselben. Noailles wollte darauf nicht eingehn, und so erschien die neue Ausgabe ohne Bossuets Befürwortung. Nach Bossuets Tode wurde diese Befürwortung aus seinem Nachlaß durch Noailles' Freunde hervorgesucht und herausgegeben. Sie sollte, was Noailles gethan, rechtfertigen. Doch die Jesuiten waren nicht müssig; war auch der alte Ketzersucher, der Bischof von Chartres, gestorben, es fanden sich andere Werkzeuge für die Verfolgung der Jansenistenfreunde. Die Bischöfe von la Rochelle und Lucon erließen 1711 eine pastorale Instruction, welche die von Noailles approbirte Quesnel'sche Schrift verurtheilte. Mit großer Ostentation wurde diese Instruction in Paris publicirt, ja selbst an die Thore des erzbischöflichen Palastes wagte man sie anzuheften. Noailles war in seiner Heftigkeit so unklug, zwei Neffen jener Bischöfe, welche in St. Sulpice studirten, als muthmaßliche Vollstrecker dieser Frechheit aus dem Seminare auszuschließen, obgleich der Vorstand der Anstalt erklärte, die Jünglinge seien unschuldig. Außerdem erließ Noailles eine Ordonnanz, in welcher er die fatale Instruction jener Bischöfe verbot, weil sie Irrthümer enthalte. Auch sollte Noailles den klaren Beweis in die Hand bekommen, daß die Jesuiten ihm leidenschaftlich nachstellten. Es war ein Packet Briefe vom Abbé Bochart de Saron an seinen Oheim, den

Bischof von Clermont, und enthielt vom Beichtvater des Königs le Tellier abgefaßte Formulare zu Klageschriften gegen den Erzbischof Noailles mit der Aufforderung, der Bischof solle sie unterschreiben. Auch war die Erklärung beigefügt, le Tellier sei bereit, für jeden, der es wünsche, Klageschriften gegen Noailles anzufertigen. Noailles schickte dieses Packet an den König, der im höchsten Grade über das Verfahren der Feinde Noailles' aufgebracht war. Alles wäre jetzt gut gegangen, wenn nicht Noailles wieder durch seine Heftigkeit die Sache verdorben hätte. Er hielt sich nämlich für veranlaßt, den Jesuiten alle Privilegien in seiner Diöcese zu nehmen, welche Maßregel er dadurch rechtfertigte, daß die Jesuiten eine schlechte Lehre verbreiteten und namentlich die Gemeindeglieder gegen ihren Hirten und Seelsorger aufreizten. Fénélon war über diese Unklugheit Noailles' überrascht, jetzt die Jesuiten zu verurtheilen, nachdem er sie so lange geduldet hatte, und noch dazu diese Verurtheilung auszusprechen, ohne Beweise für seine Behauptung zu geben. Der König meinte, wenn Noailles sich selbst helfe, bedürfe er nicht des königlichen Beistandes gegen seine Feinde, und übergab die Sache zur endlichen Entscheidung dem Herzog von Burgund. Umsonst war des Letzteren Forderung an Noailles, seine Begutachtung der Quesnel'schen Schrift zu widerrufen. Noailles berief sich auf den Papst, und der Streit ging zur Entscheidung nach Rom. Auf des Königs

Andringen erließ jetzt Clemens XI. die berüchtigte Bulle Unigenitus, worin er 101 Sätze aus dem Buch Quesnel's, darunter solche, die wörtlich in der Bibel oder in den Kirchenvätern, namentlich dem Augustinus, stehen, als ketzerisch verdammte. Ein Theil der französischen Bischöfe nahm die Bulle an; aber bei vielen frommen Geistlichen, dem Erzbischof von Paris an der Spitze, erregte sie heftigen Unwillen, und die ganze Partei der Jansenisten empörte sich dagegen. Der König hatte Port=Royal zerstören, den Priester Quesnel aus seinem Orden ausstoßen lassen, er wollte der neuen Bulle mit Gewalt Anerkennung verschaffen, und Alle, welche sich dem widersetzten, mußten in die Niederlande flüchten. Obgleich der König starb, hörte der Kampf nicht auf. Vergebens appellirten die Jansenisten an ein allgemeines Concil, 1740 wurde die Bulle in das französische Reichsgesetz registrirt und der Jansenismus war in Frankreich unterdrückt.

Fénélon hatte sich von diesem Streit so fern als möglich gehalten. Er war des Kampfes müde. Er suchte sich sowohl von dem Einfluß des Jansenismus als dem der Jesuiten frei zu erhalten. Mit den Schicksalen der Freunde von Port=Royal hatte er das herzlichste Mitleid. „Man müßte“, schreibt er in Betreff ihrer, „nicht ein Mensch sein, um nicht zu fühlen, wie leicht es ist, in Irrthum zu gerathen, und wie viel es kostet, von ihm zurückzukehren.“ Dem Her=

zog von Burgund, der die Vermittlerrolle im Noailles'schen Streit hatte übernehmen müssen, schrieb er: „Dulden Sie alle Religionen, weil Gott sie duldet." An anderer Stelle spricht er sich über die Vergeblichkeit aller Gewaltmaßregeln in Glaubenssachen so aus: „Ein Gießbach verläuft viel schneller, wenn er nicht aufgehalten wird." Voll tröstender, väterlicher Theilnahme ist er für die Herzogin von Gramont, geborne Elisabeth Hamilton, die ebenfalls wegen ihrer Freundschaft für Port-Royal in Ungelegenheiten kam. Sein Einfluß vermochte den Herzog von Beauvilliers, die Verfolgung gegen diese Dame zu unterdrücken. Sehr anziehend und für Fénélons seelsorgerische Behandlung seiner Freunde bezeichnend ist, was er einmal dieser Dame schreibt: „Sammlung und Zurückgezogenheit sind das einzige Heilmittel für Ew. Hoheit, namentlich gegen die Bitterkeit Ihres geringschätzigen Beurtheilens Anderer, gegen die Einfälle Ihrer Einbildungskraft, gegen die Ungeduld gegen Ihre Diener, gegen Ihren Geschmack für's Vergnügen und alle anderen Fehler. Dieses Mittel ist vortrefflich, aber es muß oft wiederholt werden. Sie sind eine gute Uhr, aber mit sehr kurzer Kette, die man daher oft aufziehen muß. Die Stille ist Ihnen vor allen Dingen vortrefflich. Sie könnten selbst dann, wenn es Ihnen unmöglich ist, der Welt sich zu entziehen, oft schweigen und Anderen die Ehre der Conversation überlassen. Anders können sie Ihren Alles geringschätzenden, spöttischen und hoch-

fahrenden Geist nicht bezähmen, als daß sie ihn durch Schweigen wie angekettet halten."

Fénélon war außer sich, als er vernahm, daß Port-Royal zerstört worden sei, und bereitwilligst gewährte er den armen verfolgten Jansenisten Schutz in seiner Diöcese. Ein schönes Wort besitzen wir noch von Fénélon über Toleranz, das er einmal dem vertriebenen Jakob von England schrieb: „Geben Sie Allen bürgerliche Toleranz, nicht indem Sie jeden Lehrunterschied für gleichgültig halten, sondern indem Sie mit Nachsicht dulden Alles, was Gott duldet, und indem Sie die Menschen zurückzuführen suchen von ihrem Irrthum durch Ueberredung." Um den Jansenismus zu widerlegen, kam Fénélon auf den Gedanken, in einer Anzahl von Dialogen alle Controversen zu berühren, die seit 70 Jahren in Frankreich über die Gnade vorgekommen waren. Er erinnerte sich, daß in dieser Weise die Kirchenväter, ein Justinus Martyr, Athanasius und die meisten Anderen, verfahren hätten. Die ersten Dialoge fanden außerordentlichen Beifall, was ihn zur Fortsetzung anspornte. Es sollte seine letzte Arbeit sein. Beim dreizehnten Dialog über den Willen Gottes, zu erretten alle Menschen durch eine allgemeine und genügende Gnade, ereilte ihn der Tod.

Fünfzehntes Capitel.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Obgleich vom Hofe verbannt, hatte Fénélon nicht aufgehört, Allem, was in Paris geschah, die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Nicht bloß fühlte er sich mit mehreren alten Freunden daselbst verbunden, sein Herz empfand unverändert die zärtlichste Anhänglichkeit für seinen ehemaligen Zögling, den Herzog von Burgund. Dieser war die Hoffnung Frankreichs, denn der König, sein Großvater, war alt geworden; seine Regierung lastete trotz ihres Glanzes schwer auf dem Volke, und als die Kriege, die er führte, kein Ende nehmen wollten, sehnte man sich allgemein nach einem friedliebenderen, tugendhafteren Herrscher. Und das war ja von jeher Fénélons schönstes Ideal gewesen, aus dem Herzog einen König zu erziehen, der Frankreich glücklich machen, der dem ganzen Lande durch seine Tugend voranleuchten und durch seine Weisheit und Gerechtigkeit alle seine Wunden heilen sollte. Durch seine Freunde hatte er daher stets die Verbindung mit dem Prinzen lebendig erhalten. Als nun der für Frankreich so verhängnißvolle spanische Erbfolgekrieg begann, sehen wir Fénélon in erregtester Weise für denselben Theilnahme zeigen. Zahlreiche Briefe sind von ihm hinterlassen, die er mit Bezug

auf diesen Krieg geschrieben, deren Inhalt es nur für Frankreich bedauern läßt, daß der König diesem Rathgeber nicht mehr gefolgt ist. Als der Krieg ausbrach, wies er auf den Prinzen Conti und den Marschall Catinat als auf die wegen ihrer militärischen Begabung geeignetsten Männer zur Führung des Krieges hin. Aber der König war diesen Männern abgeneigt, und so ließ man sie bei Seite. Vor allen Dingen wünschte Fénélon, daß sein Zögling, der Herzog von Burgund, in diesem Kriege Gelegenheit fände zu kriegerischem Ruhm, er sollte ein Commando erhalten und als Rathgeber ihm ein befreundeter, erprobter General beigegeben werden. Den Prinzen in den Krieg zu schicken, war auch der König entschlossen, doch gab er ihm einen Mann seiner Wahl mit, der leider sehr wenig mit dem jungen Herzog zusammenstimmte. Fénélon sollte die große Freude haben, den Prinzen auf seiner Reise zum Heer zu sehen. Doch sollte nach des Königs Wunsch die Zusammenkunft keine private, sondern öffentliche in Gegenwart des prinzlichen Gefolges sein. Der Prinz kündigte sein Kommen durch einen Brief aus Péronne vom 25. April 1702 an. Als sie aber zusammentrafen, fühlte sich der Herzog durch die vielen Augen, welche auf ihm ruhten, befangen. Fénélon reichte ihm das Handtuch zum Waschen, das rief dem Prinzen die schöne Zeit ins Gedächtniß, wo er unter der Leitung des Erzbischofs gestanden, und bewegt sagte er zu demselben: „Fé=

nélon, ich weiß, was ich Ihnen schulde, und Sie wissen auch, wie ich Ihnen zugethan bin." — Aus ängstlicher Rücksicht auf den König schrieb der Herzog auf seiner Rückkehr Fénélon, er wolle ihn nicht sehen; der Brief aber kam zu spät, und so sah ihn Fénélon hier zum zweiten und letzten Mal. Der Herzog ging hierauf als Commandeur zur Armee, die in Deutschland einbrach, und der Marschall Vauban ward ihm beigegeben. Es gelang ihm, Alt-Breisach am 23. September 1703 zu nehmen. Ein Zug edler Menschenfreundlichkeit wird aus diesem Feldzug von ihm berichtet. Man führte einen gefangenen französischen Spion vor ihn und erwartete dessen Todesurtheil. Anstatt dessen schenkte ihm der Herzog das Leben. Man wandte ein, der Gefangene sei aber ein Hugenott. „Umsomehr", sagte der Prinz, „muß er leben, um sich unterweisen zu lassen und zu bekehren." Als jetzt der siegreiche Fürst auch Landau belagern wollte, berief ihn der König ab, und 5 Jahre mußte derselbe in Versailles unthätig zubringen, während die französischen Heere die schrecklichsten Niederlagen erlitten. Derselbe Marschall Tallard, der ihn auf Befehl des Königs im Commando des in Deutschland kämpfenden Heeres ablöste, wurde bei Höchstedt und Blenheim völlig geschlagen und mit 15000 Mann gefangen genommen.

Es war ein trauriges Leben hier für den Herzog am Versailler Hof. Er war von Fénélon so fromm erzogen und hatte den Muth, seine religiösen Grund-

säße gegenüber dem schamlosen Leben am Hof geltend zu machen. Natürlich mußte ihm das Feinde und Widersacher machen gerade unter den mächtigsten und einflußreichsten Persönlichkeiten. Da wurde denn Fénélon nicht müde, in seinen Briefen den Herzog zur größten Klugheit zu ermahnen. Er dürfe in seiner Stellung einmal nicht als Einsiedler und Privatmann leben, es sei seine Pflicht, auch solche Persönlichkeiten aufzusuchen, die er innerlich vielleicht verachte, wie z. B. die Frau von Maintenon; er sei außerdem diese Rücksicht seinem Großvater schuldig. Er dürfe nicht den Ruhm, den er sich als Feldherr erworben, in den Vorzimmern der Maintenon wieder verlieren. Er sei nun einmal der Kronerbe und müsse sich daher bemühen, in den Rath des Königs einzutreten. Burgunds religiöser Eifer ging so weit, daß er mit aller Gewalt sich bemühte, seine junge Frau auch fromm zu machen, sich mit der größten Entschiedenheit weigerte, den König während der Fastenzeit ins Theater zu begleiten und den Krieg für ein gerechtes Strafgericht Gottes über Frankreich erklärte. Gegen alle diese Uebertreibungen kämpfte Fénélon mit der größten Entschiedenheit an, er beschwor ihn, sich vor Allem zu hüten, was den König aufbringen oder reizen könne, überhaupt aller Aeußerungen über das Verhalten der Maintenon und anderer Günstlinge am Hofe sich zu entschlagen.

Mittlerweile nahm der Krieg einen immer schlimmeren Verlauf. Eine Schlacht nach der andern war

verloren gegangen. Der König hätte gern Frieden gemacht, wenn seine siegreichen Gegner nicht so sehr auf seine Demüthigung bedacht gewesen wären. So entschloß er sich zu einer äußersten Anstrengung. Ein neues Heer von 100,000 Mann wurde in Flandern aufgestellt und Burgund zum Generalissimus dieser Armee ernannt. Er erhielt diesmal den Herzog von Vendôme zu seinem Beirath. Leider war ihm dieser General keineswegs zugethan, sondern ein Anhänger seines Vaters, des leichtsinnigen Dauphin, dabei ein Feind von Burgunds Frau, weil sie aus dem Hause Savoyen stammte. Trotzdem fing der Feldzug glücklich an; Gent wurde von den Franzosen erobert. Fénélon bat seinen früheren Schüler, doch ja die Kirchen und Pfarrhäuser im unglücklichen Flandern zu schonen, was ihm der Herzog auch versprach. Doch sollte auch diesmal Frankreich das Unglück ereilen. Bei Oudenarde wurde das französische Heer auf's Haupt geschlagen. Man hatte Vendôme überrascht und er wäre gefangen genommen worden, wenn ihn nicht der Herzog von Burgund mit seinem Bruder, dem Herzog von Berry, befreit hätte. Gent und mit ihm Lille und Brügge, fast alle festen Plätze an der französischen Grenze, gingen den Franzosen jetzt wieder verloren. Vendôme warf alle Schuld auf Burgund, so daß Fénélon sich veranlaßt fühlte, Letzteren aufzufordern, von sämmtlichen Generälen schriftliche Erklärungen ihrer Stimmabgabe in den strittigen Entscheidungen zu nehmen und

in Versailles dieselben zur eignen Rechtfertigung vorzulegen. Es half Alles Nichts, der arme Herzog wurde wieder abberufen. Fénélons Diöcese lag bei diesem Feldzug so recht mitten im Krieg. Und Alle, die diesen Krieg beschrieben haben, können nicht umhin, die Gastfreiheit und Liebenswürdigkeit zu rühmen, mit der sich Fénélon des Heeres und der Verwundeten annahm, in dieser für Frankreich so traurigen Zeit. Dafür gewährten ihm denn auch Freunde und Feinde den sorgsamsten Schutz für sein Eigenthum. Seine Flecken und Dörfer wurden die Zufluchtsstätten für allerhand Verfolgte. Für den sonst so sehr des Eigennutzes beschuldigten Herzog von Malborough dient das Verhalten gegen Fénélon gewiß zur Ehre. In Chateau Cambrésis, der erzbischöflichen Domaine, lag Fénélons eignes und vieler armer Leute Korn, die es dahin geflüchtet hatten. Malborough beschützte in Folge dessen nicht bloß mit eignen Truppen diese Domaine, sondern als er in seinem Heer selbst Mangel zu leiden anfing, zeigte er es Fénélon an und erklärte sich bereit, selbst jene Vorräthe mit seiner Escorte in die feste Stadt Cambrai zu senden. Alles Korn, das Fénélon nicht durchaus selbst brauchte, überließ er dem französischen Kriegsminister; als dieser nach dem Preise fragte, erklärte Fénélon: „Ich habe Euch mein Getreide freiwillig überlassen, mein Herr; drum bestimmt, was Euch gefällt, und es soll mir jeder Preis genügend sein.“ Ja, Fénélon war bereit, als die Geldnoth

Frankreichs immer höher stieg, als sein Silber, seine sonstigen Werthsachen und den Rest von Getreide, den er noch übrig hatte, hinzugeben, und schrieb deshalb an den Herzog von Chevreuse. Seine Pächter und Zinsner veranlaßte er, all ihr übriges Korn mit einem Mal auf den Markt zu bringen, wodurch er den in seiner Gegend im Jahre 1711 bedeutend gestiegenen Brodpreis wieder stark herabdrückte. — Fénélon liebte sein Vaterland, wie es ein Franzose nur lieben kann, doch war er deshalb keineswegs blind gegen das Verderben, das an allem Unglück Frankreichs schuld war. Wenn man Fénélons Kritik der damaligen französischen Zustände liest, so wird man an das Elend dieses Volkes in dem letzten deutsch-französischen Kriege lebhaft erinnert. War es doch damals schon wie jetzt, oder es ist vielmehr jetzt Nichts besser als damals. Das kann aber nicht verwundern bei einem Volk, das um seinen größten Schatz, seine innere, religiöse Freiheitsentwickelung, gebracht ist. Solch ein Volk muß je länger je mehr zurückkommen und endlich ganz zu Grunde und zu Ende gehn. Fénélon schreibt: „Frankreich ist wie eine alte abgebrauchte Maschine, die noch geht, getrieben von altem Schwung, die aber sofort bersten wird beim ersten Stoß, den sie erhält. *Unser größtes Uebel ist, daß wir unser Uebel nicht sehn wollen.* Man hat sich wie verabredet, das Uebel nicht sehn wollen. Man schließt die Augen zu und streckt nur die Hand aus, um immer

mehr zu nehmen, ohne dabei zu fragen, wo es herkommt. Die Soldaten hungern, und fast schlimmer sind noch die niedern Officiere daran. Wie soll man so elendes Volk für seine Excesse strafen, und wenn man das nicht thut, was hat man dann von demselben zu erwarten? Die Armee kann sich nicht vom Fleck rühren, denn sie hat kaum mehr Brod als für einen Tag. Das Landvolk, dem sein Sommergetreide verloren ging, besitzt Nichts mehr. Die Städte haben ihre Einkünfte bereits auf 10 Jahre voraus entrichten müssen, und man entblödet sich nicht, noch mehr zu verlangen. Die französischen Gefangenen in Holland sterben vor Hunger; die auf Urlaub nach Frankreich kommen, können trotz ihrer Ehrenpflicht nicht nach Holland zurückkehren, weil sie Nichts zur Reise und Nichts zum Bezahlen ihrer Schulden in Holland besitzen. Unsere Verwundeten haben keine Fleischbrühe, keine Wäsche, keine Medicamente. Die Hospitäler sind voll von kranken Soldaten, so daß die Verwundeten keinen Platz mehr dort finden können. Wer will unter solchen Umständen noch sich in einer Schlacht in Gefahr bringen. Dabei machen die Intendanten beinahe ebensolche Verheerungen wie die Marodeure. Man tödtet die Pferde und ruinirt die Landwirthschaft. Die Nation versinkt in Schmach, es giebt weder in unserm Volk noch bei unsern Soldaten und Offizieren Anhänglichkeit, Achtung, Vertrauen, Hoffnung, daß man sich erhebe, keine Furcht ist da vor Autorität,

jeder sucht nur die Ordnung zu meiden und zu erwarten, bis der Krieg zu Ende ist, sei es um welchen Preis es wolle. Der König hat nicht das Recht, Frankreich auf's Spiel zu setzen, er darf es nur regieren als Vater und muß es als ein ihm anvertrautes, kostbares Kleinod der Nachwelt überlassen." Die Schlußfolgerung, die Fénélon aus dieser Betrachtung zog, war: der König müsse unter jeder Bedingung Frieden schließen. Aber er hatte auch Pläne zur Erneuerung und Erhebung Frankreichs. So schreibt er seinem Freunde, dem Herzog von Beauvilliers, nach Versailles, man solle das Volk selbst berufen zur Verwaltung des Staates. Wie einst Richelieu durch eine Notabelnversammlung mit Erfolg die Macht der Großen in Frankreich gebrochen, so sollte auch jetzt die alte verkommene Regierungsmaschine durch eine Volksversammlung vernichtet und eine neue Ordnung zum Heile Frankreichs hergestellt werden.

Wer weiß, welche schmerzlichen Schicksale Frankreich erspart geblieben wären, wenn man sich entschlossen hätte, Fénélons Vorschlägen zu folgen. Wäre es möglich gewesen, der Einsicht dieses Mannes nachzukommen, vielleicht wäre es nie zur Revolution von 1789 gekommen. So schreibt Fénélon: „Unser Unglück ist, daß der Krieg bis jetzt nur Sache des Königs ist. Ist keine Notabelnversammlung möglich, so könnte der König doch die einzelnen Notabeln, wie die Bischöfe, die großen Herren, die Magistrate der bedeu-

tendsten Städte, die reichsten Kaufleute, die renommirtesten Financiers zu sich bescheiden und ihre Meinung erforschen, damit sie Alle für die Maßregel, welche die Regierung nach ihrem Rath ergreift, verantwortlich würden." Gegen den zu erwartenden Einwand seines frommen Freundes, Gott werde Frankreich retten, fragt er: „Aber wo haben wir die Zusage dafür, habt ihr irgend einen Gewährsmann für Wunder? wird Gott euch helfen, wenn er euch gedemüthigt sieht ohne eigne Demuth, gerichtet von den Folgen eigener Fehler, ohne daß ihr wagt, sie einzugestehen, ja sogar im Stande seid, sie neu zu begehen, wenn euch Gott nur dazu noch die Zeit giebt. Ich weiß, daß Gott Frankreich helfen wird, denn unser Frankreich ist eine Hauptstütze des Katholicismus, aber bilden wir uns nicht zu viel ein, Gott bedarf Niemandes Beistand, er kann seine Kirche auch ohne fleischlichen Arm erhalten. Doch was Fénélon nicht erwartet, geschah. Gott half in der That Frankreich. Kaiser Josefs Tod und Malboroughs Ungnade änderten die politische Lage der Dinge völlig, und Ludwig XIV. konnte einen Frieden schließen, der ihm nicht einmal seinen alten Raub an Deutschland und den Niederlanden entriß.

Sechzehntes Capitel.

Gescheiterte Hoffnungen.

Drei Tage nach dem deutschen Kaiser starb ebenfalls an den Blattern der Dauphin von Frankreich, Ludwigs XIII. Sohn und des Herzogs von Burgund Vater. Hatte der Tod Josefs und die Ungnade Malboroughs den politischen Himmel für Frankreich geklärt, so schien dieser Tod eines lasterhaften und unbeliebten Thronfolgers auch nach Innen für Frankreichs Schicksale günstig zu sein; für Fénélon mußte dieses Ereigniß von ungeheurer Bedeutung sein. War doch jetzt zum Dauphin erhoben sein geliebter Zögling, dessen geistiger Entwickelung und Ausbildung er die ganze Kraft seines Lebens vorzugsweise gewidmet hatte. Als der Herzog von Burgund Thronerbe wurde, mußte sich das Leben am Hof gänzlich ändern. Während bisher die leichtsinnigen Gefährten des verstorbenen Dauphin tonangebend gewesen waren, traten jetzt in den Vordergrund die strenggesinnten, frommen Freunde des Herzogs von Burgund. Der Herzog von Beauvilliers, der Herzog von Chevreuse und Fénélon waren es, die die öffentliche Meinung jetzt für die einflußreichsten Männer in Frankreich hielt. Ihnen wandte sich Alles zu, was am französischen Hof Carrière zu machen hoffte und Einfluß zu erringen wünschte. St.

Simon, der von uns oft schon angeführte Chronist, schreibt bei dieser Gelegenheit von Fénélon: „Verwiesen in seine Diöcese seit 12 Jahren, alterte dieser Prälat dort unter der nutzlosen Last seiner glänzenden Aussichten und sah die Jahre verfließen in einer Gleichförmigkeit, die ihn in Verzweiflung bringen mußte. Dem König immer verhaßt, so daß niemand selbst bei gleichgültigen Gelegenheiten seinen Namen nennen durfte; noch mehr verhaßt bei der Frau von Maintenon, weil sie seine Achtung verloren hatte; mehr als sonst jemand die Zielscheibe aller Intriguen, welchen man bei seiner Majestät Einfluß zu verschaffen suchte, schützte ihn Nichts als die unwandelbare Liebe seines Zöglings, der selbst ein Opfer jener Intriguen geworden war und es nach menschlicher Voraussetzung länger geblieben wäre, als sein Erzieher hoffen durfte zu leben. Da wird sein Zögling in einem Augenblick Dauphin, im anderen erhält er eine Art Regentschaft. Bei dieser großen Veränderung der Lage schien es, daß zwei Personen davon in Zukunft den Vortheil haben sollten, der Herzog von Beauvilliers und durch ihn der Herzog von Chevreuse, und ein dritter in der Ferne, Fénélon, der Erzbischof von Cambrai. Alles wendet sich plötzlich den beiden Ersteren zu, Alles bemüht sich nur um sie, jeder will von jeher ihr Freund gewesen sein. Diese aber nehmen alle solche Aufmerksamkeiten mit gleicher Bescheidenheit auf und bleiben unverändert die besonnenen Männer von früher."

Für den neuen Dauphin begann jetzt eine angestrengte Zeit. Der König befahl den Ministern, sie sollten sich in Zukunft beim Dauphin zu ihren Arbeiten einfinden, so oft er es wünsche. Ihm wurde auf diese Weise Gelegenheit geboten, sich mit allen Staatsangelegenheiten bekannt zu machen. Wie viel gab es da für ihn zu thun bei seiner bekannten Gewissenhaftigkeit. Natürlich war Fénélon sofort mit all seinem guten Rath dem Prinzen zu Hülfe geeilt. Doch will er nicht mehr Mentor sein, sondern er nähert sich ihm vielmehr als ein Hoherpriester, gewappnet und ausgerüstet mit der Macht und Majestät der Religion, der im Namen Gottes dem Erben eines großen Reichs seine Pflichten in's Gedächtniß ruft. Gleich in seinem ersten Brief nach dem Tode des Dauphin an den Prinzen berührt er vor Allem das Sterben seines Vaters. Dieses betrübende Schauspiel, schreibt er, sei der Welt gegeben, um den bethörten Menschen zu zeigen, wie sehr Fürsten, die so groß scheinen, in Wirklichkeit doch klein sind. Glücklich seien unter ihnen nur die zu nennen, die wie der heilige Ludwig nie von ihrer Macht Gebrauch gemacht haben, um ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, sondern dieselbe ansahn als ein zum Wohl der Völker ihnen anvertrautes Gut. Auch ein Fürst müsse sich Liebe, Ehrfurcht, Achtung erwerben. Insbesondere sei aber er als Thronerbe dazu berufen, ein Rathgeber Seiner Majestät zu werden, ein Vater des Volkes, ein Trost der Betrübten, eine Zuflucht der

Armen, eine Stütze der Nation, ein Vertheidiger der Kirche, ein Feind aller Neuerung; er müsse es verstehn, Schmeichler abzuweisen, tüchtige Leute hervorzusuchen und auszuzeichnen, denselben entgegenzukommen und sie ans Ruder zu bringen, er müsse verstehn, Alles zu hören, Nichts ohne Beweis zu glauben, sich allen Dingen überlegen zu zeigen, weil er über allen steht. Der, der David an Stelle eines Hirtenstabs das Scepter gegeben, der werde auch dem Prinzen in seiner neuen Stellung, so derselbe auf Gott vertraue, eine Sprache und eine Weisheit geben, der niemand wird widerstehen können. Er müsse das Streben haben, ein Vater, nicht ein Herr seines Volkes zu sein, er müsse beherzigen, daß nicht das Volk für ihn, sondern umgekehrt er für das Volk da sei, um dasselbe glücklich zu machen. In der That diese Rathschläge waren eines Königsfreundes würdig und standen im entschiedensten Widerspruch gegen die von Ludwig XIV. gehegten und ausgesprochenen Ansichten über die Bedeutung eines Königs. Fénélon hatte die Freude, aus dem ganzen Reich günstige Aussprüche über den neuen Dauphin zu hören; Alles bemühte sich um Fénélons Gunst, die aus Flandern mit der Armee heimkehrenden Offiziere, unter ihnen sehr hochgestellte, reisten über Cambrai, um Fénélon den Hof zu machen. Damit jetzt wirklich Ernst gemacht werde mit einer neuen besseren Art zu regieren, entwarf Fénélon ein sehr geschicktes Regierungsprogramm und lud den Herzog von Chevreuse ein zu

einer Zusammenkunft auf dessen Landsitz, wo sie mündlich dieses Programm durchsprechen könnten. Es schien, als lebte Fénélon neu auf, als werde er wieder jung und als knüpfe er wieder an an jene schöne Hoffnungen, die ihn beseelten, ehe er nach Cambrai verbannt wurde. Wie sich der Herzog von Burgund auf dem Thron gemacht hätte, läßt sich schwer vermuthen; daß er unter Leitung und Beistand Fénélons Besseres geleistet hätte, als die Regierung, welche auf Ludwig XIV. gefolgt ist, kann man wohl mit Bestimmtheit behaupten. Wie wunderbar ist das Spiel des Glücks, hatten sich doch Frankreichs Aussichten so günstig gestaltet, es war auferstanden wie aus einem Grabe; ein neuer Lebensfrühling schien für dasselbe anzubrechen, und doch sollte es Alles anders werden, als man erwartete. Und Fénélon, er hatte in Cambrai sich bereits so in Resignation geübt, daß es ihm gewiß nicht schwer gefallen wäre, mit zertrümmerten Hoffnungen ein treuer päpstlicher Katholik in die ewige Ruhe einzugehen. Da weckt ihn plötzlich zu neuen Hoffnungen der Wechsel am Hof, er kann und soll wieder seine reichen Gaben zum Wohle Frankreichs nutzen. Umsonst, es soll Alles wieder zurück in den alten unseligen Versailler Strudel. Drei Monate nach Entwurf von Fénélons Programm raffte eine unbegreifliche, bösartige Krankheit den Herzog von Burgund, seine Frau und seinen älteren Sohn, den Herzog von Bretagne, dahin. 29 Jahre alt, starb der hoffnungs=

volle Kronprinz; am Hof und im ganzen Lande erfüllte Alles die tiefste Trauer. Wie er gelebt hatte, so war er auch gestorben, fromm, gottergeben, voller Reue über seine Sünden, voller Vertrauen auf Gottes Gnade. Wie das Leben des Herzogs von Burgund das Leben Fénélons gewesen war, so mußte sein Tod zum Tode Fénélons werden. Der Herzog von Chevreuse berichtete ihm genau über den Verlauf der Krankheit. Als die Nachricht eintraf, die Herzogin sei gestorben, aber dem Herzoge gehe es besser, schrieb Fénélon einen Brief an seinen Zögling, um ihn über den Verlust seiner Gattin zu trösten, und Chevreuse sollte ihm diesen Brief auf dem Krankenbett vorlesen. Doch es war schon zu spät. Der Brief langte am 12. Februar 1712 an, demselben Tage, wo der Prinz 9 Uhr morgens starb. Als die Trauerbotschaft zu Fénélon langte, rief er aus: „Alle Bande, die mich noch an diese Welt knüpften, sind zerrissen, gar nichts mehr fesselt mich an diese Erde." Er war mehrerere Tage so niedergebeugt, daß man für sein Leben besorgt war. Erst nach acht Tagen konnte er sich entschließen, an den Herzog von Chevreuse einen Brief zu schreiben. Fénélon, der in seiner Klugheit sofort die Lage der Dinge nach solchem Ereigniß übersah und der sein Vaterland so sehr liebte, hatte alle Ursache betrübt zu sein. So wechselvoll das Leben ist und so sehr die Verhältnisse sich ändern können durch Eintritt unvorhergesehener Schicksals-

schläge, was einmal Verderbliches angebahnt wurde, muß auch ausgetragen werden, muß seine schädlichen Früchte tragen. Die unheilvollen Maßregeln der Regierung Ludwigs XIV. mußten ihre schädliche Nachwirkung auf das Land haben. Vielleicht hätte der fromme Herzog von Burgund, wenn er zur Regierung gelangt wäre, vielem angebahnten Unheil steuern können; aber ob es ihm gelungen wäre, die ganze ungeheure Verderbniß, die in Frankreich eingerissen war, von Grund zu entfernen und den argen Schaden völlig zu heilen, das muß doch bezweifelt werden. Auch Fürsten sind Menschen, die auch beim besten Willen ihrem Volke nicht neues Blut in die Adern gießen können, wenn dasselbe einmal von einem Krankheitsstoff durchdrungen ist. Dieser Krankheitsstoff in dem edlen Blut des französischen Volks datirt aber von da her, als man seinen edleren Regungen in den Calvinisten, Hugenotten, Jansenisten Hohn sprach und dieselben in brutalster Weise massakrirte. Jene Leidenschaft gegen das, was gut, wahr und groß ist, die man in dem lebhaften Volke anfachte, ist zu einer Flamme geworden, die niemand mehr löschen kann. Denn ein so zugerichtetes Volk hat kein Gewissen mehr.

Fénélon übersah alles das, und es befiel ihn ein Grauen beim Gedanken an die Zukunft Frankreichs. Ein greiser Fürst, dessen Ende jeden Augenblick zu erwarten war, neben ihm eine ränkesüchtige Frau, die doch nicht in der Lage war, die Regentschaft zu über=

nehmen, weil sie nur des Königs Frau, nicht aber eine ordnungsmäßig anerkannte Königin war. Des Königs Sohn, war gestorben; ihm war im Tode gefolgt sein Sohn, der Herzog von Burgund; dessen Bruder hatte den spanischen Thron bestiegen; zum etwaigen Regenten war nur der dritte Enkel des Königs, der zweite Bruder Burgunds, der Herzog von Berry, möglich. Berry genoß aber einen sehr schlechten Ruf, sowohl seines eignen Betragens wegen als auch wegen seiner Verbindung mit einer Orléans, Tochter des ausschweifenden Herzogs von Orléans, für dessen Verbindung mit der unehelichen Tochter Ludwigs XIV. seine brave deutsche Mutter ihm vor dem ganzen Hof einst eine Ohrfeige gegeben hatte. Außerdem gab der Hofklatsch genanntem Herzog von Orléans Schuld am Tode des Herzogs von Burgund. Es hieß, er sei von ihm vergiftet worden. In die Hände dieses ehrgeizigen Prinzen sollte daher allem Anscheine nach die Herrschaft über Frankreich mit der Zeit fallen, eines Mannes, der so lasterhaft war, daß er mit seinen eigenen Töchtern in einem verbotenen Umgang lebte.

Selbst Fénélon scheint an eine Vergiftung des Herzogs geglaubt zu haben. Denn als er neue Pläne entwirft für die Zusammensetzung eines Regentschaftsraths und die Erziehung des nunmehrigen Thronerben, des jüngeren Sohns von Burgund, des nachmaligen Ludwig XV., da gibt er den Rath, die Aufmerksamkeit

auf die Nahrung des Königs und des jungen Prinzen zu verdoppeln. Um den lasterhaften Orélans aus der Regentschaft auszuschließen, ohne ihn deshalb zu beleidigen, schlägt Fénélon vor, der König möge ein Reichsgesetz erlassen, wonach alle Prinzen von Geblüt als solche aus der Regentschaft ausgeschlossen sein sollen mit einziger Ausnahme des Herzogs von Berry. Wir sehn, Fénélon liebte noch mehr als seinen Zögling sein Vaterland. Trotzdem daß er durch den großen Verlust so schwer niedergebeugt worden war, arbeitet er ohne Aufhören, den verwickelten politischen Verhältnissen am Versailler Hof doch noch eine erträgliche Gestalt zu geben. Er wird nicht müde, vor dem zu warnen, der in der That Frankreich noch mehr heruntergebracht hat als Ludwig XIV., dem späteren Regenten, dem Herzog von Orléans. So schreibt er ein Mal in Bezug auf Letzteren: „Die gegenwärtigen Sitten der französischen Nation bringen jeden in Gefahr, das Allerschrecklichste: Niederträchtigkeit, Feigheit, Abscheulichkeit, Verrath, von seinem Mitmenschen zu glauben.“ Noch ein Werk Fénélons in der Politik war es, daß dem Thronerben Herr Villeroy zum Erzieher beigegeben wurde. Er erzog ihn gut, und für Frankreich wäre mit diesem Sohne Burgunds eine neue Zeit angebrochen, wenn nicht später auch er ein Raub des am Hofe herrschenden Lasters geworden wäre.

Siebzehntes Capitel.

Philosophische und andere Schriften.

Außer den Schriften, welche Fénélon in Folge der Kämpfe schrieb, in die er verwickelt wurde, sind noch eine Menge anderer, namentlich philosophischer Schriften von ihm vorhanden, die eine Bedeutung für uns haben. Namentlich bemerkenswerth ist ein philosophisches Werk über die Existenz Gottes. Dieses Werk hatte Fénélon bereits in früher Jugend begonnen, später nahm er es wieder auf und es wurde erst in reiferen Jahren ganz vollendet. Es zeigt, welch' bedeutende philosophische Begabung Fénélon besaß und ein wie schöner, reicher und klarer Geist er war. Leibnitz ist voll Lobes für diese Schrift. Sie zerfällt in zwei Haupttheile, von denen jeder einen besondern Ausgang nimmt und einen anderen Weg einschlägt, um dasselbe Resultat: die Existenz Gottes, zu beweisen. Zwei Erkenntnißgebiete giebt es für den Menschen: die Welt der sichtbaren Erscheinungen oder die Natur, und die Welt der geistigen Erscheinungen oder das eigne Denken. Was das erstere Erkenntnißgebiet betrifft, so hätten schon geistreiche Heiden aus der Beobachtung desselben den Beweis geführt für die Existenz eines höchsten Wesens. Er führt den berühmten Entwurf Cicero's von der Haushaltung der Welt an.

Nie wird man einem vernünftigen Menschen es einbilden, daß die Iliade durch Zufall so schön geworden sei, wie sie es ist, so etwa, daß die Buchstaben zusammengewürfelt dieses schöne Werk zustande gebracht hätten. Im Gegentheil man muß auf einen dichterischen Geist schließen, der Alles geordnet. Der Zufall könnte keinen einzigen Vers, viel weniger ein ganzes Gedicht schaffen. Wie viel weniger kann die Welt, die so vollkommen geordnet ist, dem Zufall ihre Entstehung verdanken. Im Verlauf weiterer Entwickelung führt er noch einen anderen sehr ansprechenden Beweis für die Existenz Gottes aus der Natur von Gregor von Nazianz an. Wenn wir in einem Zimmer hinter einer Gardine ein melodisches und wohlklingendes Instrument vernehmen, könnten wir glauben, daß der Zufall ohne eine menschliche Hand dieses Instrument angefertigt und in Bewegung gesetzt hätte? Wie vielmehr deutet die Harmonie der Natur auf die unsichtbare Hand eines göttlichen Meisters hin.

Endlich macht Fénélon noch selbst einige schöne Vergleiche, um Gottes Hand in der Schöpfung nachzuweisen. Wenn jemand auf einer wüsten Insel eine schöne Statue fände, könnte er wohl annehmen, daß etwas Anderes als eine menschliche Hand diese Statue angefertigt hätte? Könnte ein schönes Gemälde, das etwa den Durchgang Mosis durchs rothe Meer darstellte, könnte solch ein inhalt- und gedankenreiches Bild durch Zufall entstanden sein?

Fénélon bekämpft sowohl den abstracten Pantheismus des Plato und der Stoiker als den materialistischen Atomismus der Epicuräer. Die Welt ist ihm nicht, wie Erstere wollen, Gott selbst, ein in sich vollendetes denkendes Wesen. Denn wie kann sie das sein, da sich doch in ihr so Vieles regt und bewegt, was nicht denkt, sondern ohne alles Selbstbewußtsein lebt. Und wieder zeigt sie das seltsame Schauspiel, daß Vieles, was früher kein Selbstbewußtsein besaß, im Laufe allmähliger Entwickelung zu demselben gelangt. Wie kam es, wenn Materie es ist, was im Menschen denkt, wie kam es, daß diese Materie nicht schon vorher, mehrere Jahre früher, ehe der Mensch ausgewachsen war, dachte? Wie ist es überhaupt möglich, wenn die Natur selbst Gott ist, sich zu erklären: warum der Körper in bestimmten Functionen vom Willen sich leiten läßt, in andern aber seinen eigenen Weg geht? Ueberhaupt welch' seltsame Erscheinung ist der Wille; so unumschränkt herrscht er im eigenen Körper, daß bei seiner geringsten Regung alle Theile des Körpers gehorsam ihm Folge leisten, während dagegen über fremde Körper er Nichts zu verfügen vermag. Unser Gehirn ist wie eine Art Buch, und das Wunderbarste ist, daß wir in diesem Buch so leicht lesen können. Das Meisterwerk aber Gottes und der herrlichste Beweis für sein Dasein und seine Herrlichkeit ist die menschliche Vernunft in ihrer wunderbaren Construction und Schärfe. Fénélons Theorie des Bösen erinnert an die Schleiermachers. Er sagt:

„Die Macht, die ich besitze, Böses zu wollen, ist weniger eine wahrhafte Macht als vielmehr eine Schwäche, seine Gebrechlichkeit meines Willens." — Gegen die Epicuräer, die, ähnlich den heutigen Materialisten, im Gang der Welt keinen sinnvollen Zusammenhang erkennen wollten, sondern denen Alles Zufall ist, macht er geltend die allenthalben in der Natur sich deutlich zeigende Zweckmäßigkeit. Es ist doch Nichts erschaffen, was nicht einen besondern Zweck zu erfüllen hat, und die Art, wie es denselben erfüllt, ist so sinnreich, daß man an ein vernünftiges Wesen, das es also geordnet hat, unwillkürlich denken muß.

Das andere Erkenntnißgebiet für die Existenz Gottes ist Fénélon die menschliche Vernunft, das menschliche Denken selbst. Bei dieser Beweisführung wählt sich Fénélon denselben Ausgangspunkt wie des Cartes. „Ich beginne mit dem Zweifel an Allem", sagt er. „Schon dieser Zweifel ist ein Beweis für meine Existenz, denn das Nichts kann nicht zweifeln." Fénélon ruft aus: „O Wahrheit, wenn du Etwas bist, das mich hören und sehen könnte, vernimm meine Wünsche, dulde nicht, daß ich deinen Schatten für dich selbst nehme, zeige dich, es wird genügen, wenn ich dich sehe . . . ich begreife, daß das Sein und die Wahrheiten ein und dasselbe sind." Die Existenz unseres Geistes beweist die Existenz einer gewissen Wahrheit. Aus der eignen Fähigkeit, zu zweifeln, folgen nachstehende Wahrheiten: 1) daß ich denke, wenn ich zweifle; 2) daß ich ein denkendes

Wesen bin; 3) daß dieselbe Sache nicht gleichzeitig sein und auch nicht sein kann; 4) daß meine Vernunft in meinen klaren Gedanken sich befindet. Hiernach kenne ich also das, was ich „mein Ich“ nenne. Dieses Ich aber ist, was ich zugleich erkenne, unvollkommen und weist dadurch auf ein vollkommenes Wesen hin, das es gemacht hat und das es beständig regulirt. Außer diesem meinem Ich zeigt mir mein Geist ein Unendliches, das ich vorfinde und von dem ich deutlich weiß, ich bin es nicht, sondern es ist außer mir; während ich begränzt bin, ist dasselbe unbegränzt. Dieses Unendliche hat mich hervorgebracht. Alles, was dieses Unendliche ausmacht, muß nothwendig sein oder es muß nothwendig ein Wesen geben, das alle diese Dinge gemacht hat. Weil der Mensch in sich den Gedanken an Vollkommenheit fassen kann, muß ihn ein vollkommenes Wesen geschaffen haben. Dieses vollkommene Wesen darf aber eben dieser Vollkommenheit wegen der Persönlichkeit nicht ermangeln. Diese Persönlichkeit hebt nun Fénélon namentlich gegenüber Spinoza hervor.

Dieses ganze Werk ist in Betrachtungen getheilt, die jedes Mal mit einem Gebete schließen. Bemerkenswerth ist noch die Angabe der Ursache, warum Fénélon solche philosophischen Untersuchungen pflegt. „Der rechte Gebrauch der Vernunft“, sagt er, „besteht darin, Nichts zu glauben, ohne daß man weiß, warum man es glaubt.“ Fénélon stellte das Forschen des mensch=

lichen Geistes sehr hoch, er sagt: „Es gehört ebensoviel Leichtsinn und Schwäche des Geistes dazu, ungläubig und widersprechend zu sein, als leichtgläubig oder abergläubisch.“

In seinen letzten Lebensjahren sah sich Fénélon veranlaßt, einige philosophische Untersuchungen anzustellen auf die Bitte des zu großer Macht am Versailler Hof gelangten Herzogs von Orléans. Dieser Prinz war ebenso geistvoll als leichtsinnig; namentlich wünschte er Fénélons Rath über die Anbetung Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und über den freien Willen zu hören. Fénélon erwiederte ihm in seiner ausführlichen Auseinandersetzung ungefähr Folgendes: Die Anbetung Gottes besteht in Liebe. Diese Liebe äußert sich einerseits nach Innen durch Befolgung der göttlichen Gesetze in unserm eignen Herzen, daß wir unsern Sinn nach diesen Gesetzen richten, andrerseits nach Außen, daß wir Zeugniß ablegen in Wort und Werk, wie wir Gott lieben. Diese Anbetung Gottes ist aber eine so köstliche, weil er ein guter Gott ist, der das Heil der Menschen will und ihnen den Trieb ins Herz gesenkt, ihn für seine Wohlthaten anzubeten.

Die Unsterblichkeit der Seele meint Fénélon in folgender Weise argumentiren zu können. Es ist erwiesen, daß der Körper nach dem Tode nicht aufhört. Wohl verändert er sich, aber obgleich in anderer Gestalt; existirt er doch immer fort. Warum sollte

Gott, der ja Nichts in seiner Schöpfung zerstört, die Seele nach dem Tode vernichten und aufhören lassen? Wenn es von Gott heißt: „Ich bin, der da ist", so ist er es auch, der das Wesen der Seele in ihrem Sein erhält, und daher ist es so richtig, wenn das Christenthum das eigne Ich aufgeben lehrt und es Gott dienstbar machen will.

Endlich geht Fénélon in seiner Unterweisung für den Herzog von Orléans auf den freien Willen über. „Wir müssen berücksichtigen", sagt er, „daß wir, genau genommen, doch Alle eigentlich nicht frei, sondern gebunden sind. Nämlich wir sind gebunden an die Beobachtung bestimmter Erscheinungen, wir können dieselben nicht willkürlich anders ansehn, als sie wirklich sind, wir können nicht ein Dreieck für einen Kreis ansehn oder umgekehrt. Thun wir es aber doch, so irren wir. Es kann also genau genommen von keiner Freiheit in unserm Urtheil die Rede sein. So lange wir in unserm Urtheilen noch nicht zutreffen, so geht das nicht auf Kosten der Freiheit, sondern der Mangelhaftigkeit unsrer Beobachtungsart. Die Freiheit gilt also nur insofern, als der Mensch seinem eigenen aus der Erfahrung gewonnenen Urtheil die Ehre giebt und demselben folgt, ohne sich durch irgend welchen äußerlichen Zwang bestimmen zu lassen. Ist einem die Sache klar, wie die Wahrheit $2 \times 2 = 4$, so wäre der Zweifel nicht eine Anwendung der Vernunft, sondern Wahnsinn. Gab aber Gott dem Menschen auch die

Freiheit, das Richtige zu wollen, warum gab er ihm nicht auch die Fähigkeit, das Richtige immer zu können? Nun Gott selbst ist die Vollkommenheit, Alles außer ihm ist in dem Verhältniß, als es zu Gott näher oder ferner steht, unvollkommen. Deßhalb hat aber Gott dem Menschen nicht die Möglichkeit genommen, vollkommen zu werden, sondern im Gegentheil er wirkt in ihm beständig, um ihm zu dieser Vollkommenheit, die seiner Freiheit die rechte Anwendung giebt, zu verhelfen. Er erleuchtet ihn durch die Vernunft, er weckt in ihm den Trieb zum Guten, den Abscheu vor dem Bösen, er mahnt ihn durch seine Drohungen, er ermuthigt ihn durch seine Verheißungen, er erweicht ihn durch seine Liebe, das ganze Leben ist fortgesetzte Gnade."

Interessant, daß auch Fénélon die Frage wegen der päpstlichen Unfehlbarkeit entgegentrat. In einer Abhandlung über diesen Gegenstand sucht er sich über diesen wichtigen Lehrsatz der katholischen Kirche klar zu werden. Nachdem er zunächst die Ansichten jener Kirchenlehrer, welche eine unbedingte Unfehlbarkeit annehmen, vorgeführt hat, entwickelt er seine eigne Ansicht dahin, daß allerdings eine Unfehlbarkeit anzunehmen sei, aber nur unter bestimmten Beschränkungen; Bellarmins unumschränkte Infallibilität könne er unmöglich annehmen. Der Papst, meint er, ist irrthumsfähig wie jeder andere Mensch, ja selbst sei er im Stande, zu irren bei dogmatischen Bestimmungen ebenso, wie er in seinen Privatanschauungen irrt und falsche

Lehren acceptirt. Dagegen ist er unfehlbar, wenn er, dazu aufgefordert, als Haupt der Kirche eine Entscheidung fälle, denn dann rede der heilige Stuhl, das hohe ihm anvertraute Amt, und seine eigne Person trete völlig in den Hintergrund. Da aber die Autorität des päpstlichen Stuhls sich nur auf geistliche Dinge erstrecke, so sei eine Beeinflussung der weltlichen Dinge durch den unfehlbaren Papst undenkbar.

Fénélon fühlte sich nicht bloß als Geistlicher und Leiter und Führer seiner Gemeinde, sondern er fühlte sich auch als Landesvasall, als Bürger Frankreichs, dem das Wohl und Wehe des Landes ernstlich am Herzen lag. Daher erstreckte er seine Studien auch auf staatsmännische Untersuchungen. Viel hat er darüber nachgedacht und zahlreiche darauf bezügliche Bemerkungen aufgezeichnet, wie dem damals unter dem despotischen Scepter Ludwigs XIV. so tiefgesunkenen Frankreich wieder aufzuhelfen sei. Das einzige radicale Heilmittel dünkt ihm eine auf die Vertretung des ganzen Volkes sich erstreckende Verfassung zu sein. Man sieht, die neuen Ideen von der Souveränität des Volkes beginnen sich bereits hervorzuarbeiten. Als Muster stellt er die aus uralten Zeiten überkommene ständische Verfassung von Languedoc hin, wo von jeher unter dem Präsidium des Bischofs eine Vertretung der drei Stände getagt hatte, um die Abgaben zu ordnen, Steuerregister anzufertigen u. s. w. Solche Provinzialstände sollten nach Fénélons Meinung für Frankreich

wenigstens 20 errichtet werden. Sie hätten sich zu beschäftigen vor allen Dingen mit den Abgaben, welche mit dem Wohlstand jeder einzelnen Provinz in Einklang zu bringen wären. Abgeordnete der Provinzialstände sollten ferner zur Behandlung gemeinsamer, das ganze Land betreffender Gegenstände in die Versammlung der Reichsstände zusammentreten. Diese Versammlung der Reichsstände sollte bestehn aus drei Vertretern jeder Provinz, nämlich dem Bischof, einem Repräsentanten des Adels und einem Repräsentanten des dritten Standes, des Bürgerstandes. Diese Versammlung sollte das Recht besitzen, sich alle 3 Jahre in einer bestimmten Stadt Frankreichs zu versammeln, und über alle Gerechtigkeits-, Polizei-, Geld-, Kriegs-, Allianz- und Friedens-Angelegenheiten abzustimmen. Dabei hätte sie zu prüfen die von jeder Provinzialversammlung veranstaltete Volkszählung mit der darin enthaltenen Beschreibung jeder Familie bezüglich ihrer Vermögensverhältnisse, sie hätte gegen die Grausamkeit und den Luxus der Reichen einzuschreiten, ihr gebühre die Aufsicht über reichliche Ausnutzung alles Landes zum Ackerbau. — Auch in Bezug auf das Verhältniß des Staates zur Kirche erstrecken sich Fénélons Bemerkungen. Er verlangt Trennung der Kirche vom Staat, die Kirche solle in jene Stellung zurücktreten, die sie einnahm vor Constantin. Ihr Einfluß solle sich wie bei der protestantischen Kirche nur auf evangelische Belehrung und Unterweisung beziehn. Alle christlichen

Glaubensgemeinschaften sollten das Recht freier Religionsübung haben und ihre Synode unverkürzt halten können, auf denen der Staat das Recht hätte, sich durch einen Commissär vertreten zu lassen. Bezüglich des Handels verlangt Fénélon für Frankreich, weil es so reich an allen Lebensbedürfnissen, völlige Freiheit; Freihandel ist sein Ideal, die handeltreibenden Fremden solle man nicht abschrecken, sondern im Gegentheil ihnen auf alle Weise entgegenkommen. Sehr richtig fühlt Fénélon schon damals, wie die Industrie durch ihre gesteigerte Production und dadurch, daß sie alle möglichen Künste anwendet, um ihre Artikel gangbar zu machen, nicht bloß ein Proletariat in ihren eignen Arbeitern schaffe, sondern den Wohlstand sowohl, als den einfachen, ernsten, soliden Sinn unendlich vieler Menschen zerstöre. Er glaubt, aber offenbar irrthümlich, diesem Uebelstande durch Gesetze zu steuern. Man solle Gesetze erlassen, was von den einzelnen Ständen getragen und gebraucht werden dürfe und was nicht. Abgesehn von der Schwierigkeit derartige Gesetze zu handhaben, müßten sie doch nur einen sowohl moralisch als volkswirthschaftlich nachtheiligen Einfluß ausüben. Viel polemisirt Fénélon gegen den Salzzoll. Daß ein für den ärmsten Menschen nöthiger Artikel, wie das Salz, besteuert werde, widerstand Fénélons weichem und für den armen Mann stets fühlendem Herzen.

Achtzehntes Capitel.

Fénélons letzte Tage.

Durch des Herzogs von Burgund Tod war Fénélons Gesundheit und Lust am Leben stark erschüttert worden. Er sehnte sich, zu Ruhe zu kommen und den Abend seines an Enttäuschungen reichen Lebens zu sehn. Als ein Freund nach dem andern ins Grab stieg, war es Fénélon, als werde ihm ein Stück seines eignen Herzens nach dem andern abgerissen und in die Erde gebettet. Der erste, den er verlor, war sein getreuer', vieljähriger Freund und Coadjutor, der Abbé von Langeron. Mit keinem hatte er so Alles getheilt wie mit diesem. Dieser kannte Fénélons Kämpfe, seine geheimsten Gedanken, seine schönsten Pläne. Er war jünger als Fénélon, hatte immer zu demselben emporgeschaut und seine Unternehmungen treu ausgeführt, nun mußte er dem Meister in den Tod vorangehn. 15 Monate später fiel der schon besprochene Tod des geliebten Zöglings, des Dauphins von Frankreich. Wieder neun Monate und sein unveränderlicher Freund und beständiger Correspondent am Versailler Hof, der Herzog von Chevreuse, starb. Der Verlust dieses Mannes drückte Fénélon hart, es schien, als sollte eine Stütze seines einflußreichen Lebens nach der andern brechen. Er schrieb

in diesem Schmerz: „Die wahren Freunde verursachen uns die größte Bitterkeit. Man wäre versucht, zu wünschen, daß alle guten Freunde sich vereinigten, um gemeinschaftlich zu sterben an einem und demselben Tag. Diejenigen, welche Nichts lieben, möchten das ganze Menschengeschlecht begraben mit trockenen Augen und zufriedenem Herzen; sie sind nicht werth zu leben. Dagegen kostet es sehr viel, empfänglich für die Liebe zu sein, und doch wären die, welche dafür empfänglich sind, beschämt, es nicht zu sein; sie möchten lieber leiden als unempfindlich sein." Nicht volle zwei Jahre nach diesem Verlust traf ein neuer noch schwererer ihn; sein ältester Freund und Wohlthäter, der Mann, der Fénélon an den Versailler Hof gezogen, und bei dem er die erste Bekanntschaft mit der Frau von Maintenon und Bossuet gemacht, der Herzog von Beauvilliers, starb am 31. August 1714. Obgleich dieser Tod für Fénélon selbst ein herber Verlust war, zeigte er sich dennoch so gefaßt, daß er selbst der verwittweten Herzogin schrieb, um sie zu trösten: „Wir werden bald wiederfinden, was wir eigentlich nie verloren haben; wir nähern uns dem Geliebten mit großen Schritten; noch ein wenig und es giebt Nichts mehr zu beweinen." Diese Worte klingen bereits wie eine nahe Todesahnung, und sie sollten es auch in der That sein. Wenige Tage nach ihrer Abfassung erkrankte Fénélon, und von dieser Krankheit hat er sich nicht mehr erholt. Während derselben verlangte ein Kranker

nach dem Erbischof; er wollte es ihm nicht abschlagen und fuhr, obgleich selbst ganz krank. An einer gefährlichen Stelle warf seine Equipage um; er wurde nicht beschädigt, aber weil er bereits so angegriffen war, erschütterte ihn der Vorgang tief. Viel kränker, als er ausgefahren, kehrte er nach Hause zurück. Dabei lasteten seine amtlichen Geschäfte immer schwerer auf ihm. Seinem Neffen, dem Abbé de Beaumont, schreibt er: „Diese zahllosen Confirmationen und diese beständigen Besuche in den Parochieen meiner Diöcese werden mich noch allen Ernstes tödten." Er wünschte sich einen Coadjutor anzustellen, doch fiel es ihm dabei schwer, die rechte Wahl zu treffen. So war er zweifelhaft, und endlich wollte er lieber seinen Abschied nehmen, als sich einen Coadjutor berufen.

Am 1. Januar 1715 erkrankte er sehr heftig an einem Brustfieber. In 6 Tagen stieg sein Unwohlsein fortwährend. Er wünschte in dieser Zeit, man möge ihm die heilige Schrift vorlesen. Doch wagte man ihm nur Abschnitte aus Tobias vorzutragen, und auf sein ausdrückliches Verlangen recitirten seine Freunde vor dem Bett 2 Cor. 4 und 2 Cor. 5, 1—9. Zweimal hinter einander bat er deutlich diese Stelle zu wiederholen und sein Antlitz bedeckte ein freudiges Leuchten. Schon am zweiten Tage seiner Krankheit hatte er gebeichtet und sich so zum Tode vorbereitet. Am dritten Tage wünschte er das heilige Abendmahl. Nicht einen Augenblick verließ ihn die heitere Ruhe

seines Lebens. Er sah seinen Tod kommen und ging ihm freudig und gefaßt entgegen. Der vorhin genannte Neffe Beaumont kam und brachte aus Paris den berühmten Leibarzt des Königs, den Doctor Chirac mit, ob derselbe vielleicht noch helfen könne. Der Doctor versuchte trotz Fénélons Zweifeln Arzneimittel, ordnete Aderlaß und gab zum Erbrechen ein. Doch es war vergeblich.

Am Heiligen=Dreikönigstage ließ der Kranke schleunigst den die Messe administrirenden Almosenier kommen, er dictirte demselben einen Brief an den Beichtvater des Königs, le Tellier, in die Feder. Seine Schmerzen nahmen in der darauffolgenden Nacht sehr zu, so daß man ihn heftig zu Gott beten hörte. Seine Umgebung erinnerte ihn an das Gebet des Herrn in Gethsemane. „Ja" sagte er, „unser Heiland hat sein Gebet damals dreimal wiederholt." Die Schmerzen verhinderten ihn, weiter zu reden, man sprach ihm daher die Worte vor: „Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Worauf er hinzufügte: „Ja, Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Wieder wurden seine Schmerzen heftiger. Geduldig faltete er die Hände und die Augen hob er andächtig gen Himmel. Seine Verwandten traten jetzt einer nach dem anderen an sein Bett heran, um sich von ihm segnen zu lassen, desgleichen mehrere Beichtkinder, Vertreter der Stadt und seine Dienstboten. Der Superior des von Fé=

nélon gegründeten Seminars sprach Gebete und verlas Schriftstellen, bis Fénélon um 1/46 Uhr morgens am 7. Januar 1715 selig verschied. Er starb, noch nicht volle 64 Jahre alt, an Geist noch jung und frisch, voller Streben und in eifriger Arbeit, dagegen am Körper müde und gern bereit, zu Ruhe zu gehn. Man fand nach seinem Tode bei ihm weder Geld noch Schulden. In seinem Testament ernannte er seinen Neffen, den Abbé von Beaumont, insofern zu seinem Erben, als er denselben beauftragte, die üblichen Almosen weiter zu zahlen bis zur Stellbesetzung durch seinen Nachfolger. Der Brief an den Beichtvater des Königs enthielt Fénélons letzte zwei Bitten an diesen: Der König möge ihm einen tüchtigen, dem Jansenismus abgeneigten Nachfolger geben, er möge das von Fénélon zu Cambrai gegründete Seminar mit dem von St. Sulpice auf immer vereinigen. Ludwig XIV. soll bei der Nachricht vom Tode Fénélons ausgerufen haben: „In der That, jetzt fehlt uns Fénélon sehr!" In letzter Zeit hatte sich nämlich der König mit dem Gedanken, Fénélon wieder zu sehn, ausgesöhnt, und ging ernstlich mit dem Gedanken um, ihn wieder an den Hof zu berufen. Für den alten Mann waren allmählich auch die bitteren Jahre der Enttäuschungen gekommen, so daß er, fast völlig vereinsamt, seinem am Hofe sehnlichst erwarteten Ende entgegenging. Trotzdem war der Respect der höfischen, servilen Priesterschaft vor der Ungnade des Königs,

unter der einst Fénélon gestanden, so groß, daß man sich weigerte, Fénélon eine vollständige Leichenrede zu halten. Ueberhaupt nahm das in die Hände des Jesuitismus überantwortete Frankreich im Ganzen wenig Notiz vom Tode seines großen Sohnes. Dagegen in den freisinnigen Niederlanden weinte ihm manches Auge nach.

Rousseau, der damals gerade in den Niederlanden lebte, schrieb folgenden Protest: „Kaum verdient ein Verlust mehr beklagt zu werden von jedermann, als der Tod des Erzbischofs von Cambrai, denn der war eine wahrhaft große Persönlichkeit. Unserm französischen Volke aber gereicht es zur Schande, daß sein Tod bei uns Franzosen vielleicht am wenigsten beweint werden wird."

Die kirchlichen Zustände in Frankreich waren so verwirrt, der greise König so verachtet und gemißhandelt selbst von seinem Beichtvater, daß er Fénélons Bitte, ihm rasch einen Nachfolger zu geben, noch nicht erfüllt hatte, als er 8 Monate nach Fénélons Tode starb. Ja überhaupt sollte Cambrai nie mehr einen so edlen und bedeutenden Seelsorger sehn, als Fénélon einer gewesen war.

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.

Hunnius, Frommhold

Das Leben Fénélons

Gotha 1873